

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Des Hinkenden Voten Standrede über die Schwarzen.



Der wohl kommt?" so fragte der Bürgermeister und überschaute die stattliche Gesellschaft, die sich im „Löwen“ zusammengefunden hatte.

„Er kommt, er kommt,“ versicherte eifrig Peter der Barbier. „Was der Hinkende verspricht, das hält er auch.“

„Die Zeit ist aber schon lange um,“ meinte der Lehrer und zog seine große silberne Taschenuhr hervor, ein reiches „Nürnberger Eierlein“, noch in altes Erbstück vom Urgroßvater her. Er schüttelte sie Uhr hin und her, denn ab und zu mußte man es mit ihr machen, sonst blieb sie stehen, — gerade so, wie alte Leute zu stehen bleiben pflegen, wenn sie ihren Gang zu machen haben.

Da rasselte draußen ein Wagen heran. „Das könnte er sein,“ hieß es; etliche machten die Fenster auf und schauten hinaus.

„Hurra, der Hinkende ist da,“ rief der Peter. Er war es richtig und alsbald trat er herein, mit lautem Hallo begrüßt.

„Grüß Gott, liebe Freunde! Einen schönen guten Abend, Frau Löwenwirtin. Grüß Gott auch, Löwenwirt, was macht der Peter? Von dem gebt mir in Schöppllein; der hält die Kehle gut glatt, denn ich sehe schon: heute heißt es munter parlieren. Es waren ja lange nicht so viele beisammen.“

„Ihr kommt aber spät, Hinkender,“ rief Kilian der Hufschmied.

„Die Gäule wollten nicht recht. Nun, wenn erst die Elektrische geht, kommt der Hinkende auf die Minute.“

Der Schmied schnitt ein ärgerliches Gesicht: „Ach, was!“ so meinte er, „das kann noch lange dauern. Wir erleben's nicht mehr.“

„Das möchte ich doch nicht gesagt sein lassen,“ erwiderte der Hinkende. „Mitunter geht so etwas eschwinden wie der Blitz. In Amerika zum Beispiel haben sie leztlich eine solche Bahn in noch nicht

ganz vierundzwanzig Stunden fertig gebracht, und die Bahn war mehr als eine halbe deutsche Meile lang und eine schöne lange Brücke mußten sie noch ganz besonders dazu erst bauen.“

„Und das alles in vierundzwanzig Stunden! 's ist die Möglichkeit,“ so meinte verwundert der Hansfrieder, und wie um's besser zu begreifen, nahm er eine starke Prise aus des Löwenwirts schwarzer, runder Tabaksdose, die zum allgemeinen Gebrauch auf dem Tische stand; denn eine scharfe Prise — die wirkt auf den Verstand.

„Was nun die Elektrische betrifft, so . . .“ „So solltet Ihr uns doch einmal hierüber eine Standrede halten,“ fuhr der Peter nafeweise dazwischen.

„Eben das wollte ich sagen,“ meinte der Hinkende, „wer aber seinen Kalender mit Fleiß und Bedacht gelesen hat und wer's auch im Kopfe behalten hat, was drin zu lesen stand,“ — der Hinkende schaute dabei den Peter ernsthaft an, so daß derselbe etwas bedenklich wurde, — „der wird wissen — nicht wahr, Peter, Ihr zum Beispiel wißt es doch?“ —

„Freilich, freilich, Hinkender.“ — der wird wissen, so meine ich, daß der Hinkende eine solche Standrede schon gehalten hat.“

„Jawohl, gewiß, natürlich! Wann war's doch gleich?“ So riefen etliche durcheinander; andere aber griffen derweilen nach dem Glase und tranken daraus, sagten aber nichts — und das waren die Ehrlichen, denn vergessen hatten sie's richtig alle durch die Bank. Der Hinkende aber schmunzelte; er kannte seine Leute.

„Im 1862er Kalender war's,“ so fuhr er fort, „da steht die Standrede über's Elektrische schön gedruckt und ist auch mit ungezählten lehrreichen Bildern versehen. Schaut da nach, nehmt alles gut in Euch auf, und wenn wir 's Leben haben, dann soll im nächsten oder darauffolgenden Jahre das elektrische Kapitel fortgesetzt werden. Bis dahin kommt gewiß auch wieder mancherlei Neues dazu . . .“

„Zum Beispiel das elektrische Fliegen,“ meinte Peter. „Peter, an Euch ist ein Erfinder verloren gegangen.“

„Na und ob,“ entgegnete Peter und that ganz stolz, „was ich mitunter für Gedanken im Kopfe habe!“

„Naus damit!“ schrie der Hufschmied Kilian und nahm den Peter mit einer Hand am Kopfe, daß dieser festsaß wie in einem Schraubstock.

„Au,“ schrie der Peter, „laß mich los!“

„Laßt ihn los, Kilian,“ mahnte der Hinkende; „denn so preßt Ihr ihm die Gedanken doch nur noch mehr zusammen, und es kann erst recht keiner heraus.“

Der Schmied machte den Schraubstock auf, der Peter rieb sich das Genick, der Hinkende aber fuhr fort: „Rein, diesmal wollen wir das Elektrische sein lassen und ganz etwas anderes vornehmen. Diesmal geht die Standrede auf die Schwarzen.“

Hurrje, das gab einen Alarm. Die Schwarzen!

Lehrer Hinkender Vote für 1899.



„Hinkender,“ schrie der Bürgermeister, „nehmt Euch inacht. Ihr kommt wieder in Konflikt mit den Behörden.“

Meister Kilian wiegte bedächtig sein gewaltiges Haupt hin und her; der Schwarzzeiß-Bauer kraute sich hinter den Ohren; selbst der Löwenwirt, der gerade an den Tisch getreten war, um dem Hinkenden einen frischen Schoppen zu bringen, meinte so halblaut zu ihm: „Ich thät's nicht. Was habt Ihr denn, daß Ihr denen immer ans Leder geht! Und aufrichtig gesagt: sie sind gar nicht so schlimm, einen guten Schoppen trinken sie auch.“

Peter der Barbier aber schlug ein Mal ums andere Mal mit der flachen Hand auf den Tisch und meinte lachend: „Famos, Hinkender, ganz famos! Die kann man gar nicht genug schütteln und rütteln.“

Der Hinkende aber schmunzelte nur so ein wenig; er goß sich aus dem frischen Schoppen ein neues Glas bis an den Rand voll, hob das Glas in die Höhe und rief: „Die Schwarzen sollen leben! Sie leben hoch!“

Verdutzt schaute da die ganze Tafelrunde drein. So etwas hatten sie vom Hinkenden noch nicht erlebt! Keiner that Bescheid darauf. So trank der Hinkende für sich allein; er trank das Glas zur Hälfte leer, dann setzte er es nieder und sagte: „Ich sag's nochmals: Die Schwarzen sollen leben! Die Schwarzen, die Braunen, die Gelben und was sie sonst für eine Farbe haben. Ja, ist es denn nicht eine Sünde und Schande, daß die Weißen meinen, die anders Gefärbten sollten nicht leben! Nur sie, weil sie eine weiße Haut haben, sollten leben und herrlich und in Freuden leben? Die armen Neger aber zum Beispiel, die in Afrika und Amerika sitzen, wären nur dazu da, um sie auszunützen, schlecht zu behandeln und sie nebenher auszuhöhnen?“

Jetzt ging der Versammlung ein Licht auf. „Hinkender,“ schrie der Peter wie besessen, „Ihr seid und bleibt einmal ein Mordsterk! Jawohl, die Schwarzen sollen leben und all das andere Volk, das eine bunte Haut hat und speciell das, das zum Deutschen Reiche gehört. Sie leben hoch, hoch und abermals hoch!“

Alles schrie mit, hob die Gläser, stieß damit an und trank. Der Hinkende aber trank seinerseits die zweite Hälfte seines neuen Glases bedachtsam aus, er hatte es ja gewußt: sie würden ihn noch verstehen. Der Geißbauer freilich, der ein wenig harthörig und auch sonst nicht leicht von Begriffen ist, verstand immer noch nicht recht, was eigentlich los, wer eigentlich gemeint war. „Zum Donner,“ sagte er, „auf die Schwarzen stoß' ich einmal nicht an, das ist eine zu verteuflerte Gesellschaft.“ Als ihm aber der Ratsschreiber ins Ohr geschrieen: „Die Neger sind ja damit gemeint, unsere neuen Brüder in Afrika, und die Gelben, na, das sind die Chinesen zu Kiautschou; wer die Braunen sind, das weiß ich selbst nicht —“ da begriff er's und er schrie noch nachträglich dreimal Hoch!

„Ja, die Neger,“ so fuhr der Hinkende fort, nach-

dem sich alle wieder beruhigt und wieder niedergelegt hatten, um gespannt weiter zuzuhören, „die Neger sind sozusagen auch Menschen; sie sind zum Teil unsere Specialbrüder und Landsleute, denn solche Millionen von ihnen gehören direkt zum Deutschen Reiche.“

„Ich mein', ich hätt's im Blättchen gelesen, in Berlin selber gib's eine ganze Negerkolonie von etlichen tausend Bolköpfen,“ fügte der Barbier ein, der immer damit groß thun wollte, daß er mehr wüßte als die andern.

„Etliche tau und sind's nun gerade nicht,“ erwiderte der Hinkende, „aber an die hundert werden es immerhin sein, die in der Reichshauptstadt leben und dort ihrem Verdienste nachgehen. Meistenteils sind es Kellner, Diener, Thürsteher, Kraftmenschen und dergleichen; manch einer ist ehrbar verheiratet mit einer Weißen . . .“

Neugierig fragte Kilian der Schmied: „Wie sind denn die Kinder?“

„Gesprenkelt sind sie; schwarz-weiß gesprenkelt,“ schrie der Peter.

„Wenn nicht gar gescheckt wie die Tiger oder gestreift wie die Zebras. Das wär' schon recht; es wär' echt preußisch,“ meinte der Schwarzzeißbauer.

„Geht, geht, Geißbauer, mit Eurem Arger auf die Preußen,“ so sagte der Hinkende, „der deutsche Kaiser ist doch auch ein Preuße, und der Kaiser Friedrich war einer, und Wilhelm der Große — und war der für einer! Ja, unsere eigene Landesmutter ist eine Preuße! Und wer ist noch Preuße, ein waschechter, dem die schwarz-weiße Farbe niemals ausgegangen ist? . . . Nun wie heißt er?“

Alle schwiegen und schauten einander an; der Schmied Kilian aber zog die braune Stirne so nachdenklich zusammen, daß es fünf lange, tiefe Falten darauf gab und es aussah, als sei die Stirn ein frisch umgeworfenes Ackerfeld.

„Mit B fängt er an,“ sagte lachend der Hinkende, um ihnen drauf zu helfen, „B—i—s . . .“

„Ich hab's,“ schrie der Geißbauer und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß sein Schoppen an tanzen anfing, „unser Bischof ist's.“

Da setzte der Hinkende sein Glas und seinen Schoppen weg und lachte aus vollem Halse, daß er sich nur so bog. Den andern aber ging unterdessen wieder einmal ein Licht auf, und sie riefen: „Der Bismarck ist es!“

„Ja, der Bismarck ist es!“ fuhr der Hinkende fort, nachdem er sich die Thränen aus den Augen gemischt; „der ist doch wahrhaftig schwarz-weiß, und darum muß ja nicht auf die Preußen räsonniert! Sonst kriegt Ihr's mit dem zu thun und mit dem Hinkenden. Um aber auf die Neu-Preußen, die Berliner Neger und die sonstigen Neger zurückzukommen, so muß es gesagt sein, daß es leider viele Alt-Preußen und Alt-Deutsche giebt, bei denen die Schwarzen nichts gelten, in deren Augen sie keine rechten Menschen sind. Ein schwarzes Menschenleben ist ihnen gleich Null.“

„Stimmt, stimmt leider,“ so bestätigte der Schul-

„Ihrer, „da waren ein paar Reisende, die in Afrika herumgereist sind, — wie hießen sie doch schnell? — sie haben schlimme Sachen gemacht.“

„Ein Doktor war der eine,“ sagte der Hinkende, „und den mein' auch ich in erster Reihe; ferner ber waren noch ihrer zwei da, die der deutsche Kaiser als Beamte hingelegt und schwer bezahlt hatte, wei „Assessoren“ waren es (Leute also, die extra darauf studieren, was recht und was unrecht ist) — Behlan hieß der eine, Leist der andere — wie ind die mit den armen Negern umgesprungen? Gottserbärmiglich! Den Schröder gar nicht zu zählen, denn der war ein gewöhnlicher, ungebildeter Mensch. Imgebracht haben sie die Neger aus heiler Haut, wegen nichts; die armen Weiber aber haben sie auf eine Weise behandelt, — wenn da die Löwenwirtin nicht selbst so gespannt zuhörte, dann würd' ich's am Ende noch genauer schildern, — kurzum, unter aller

Würde und aller Kanone war's! Nun sollte man meinen, als es gerausklam, da wären sie alle ganz zehörig dafür abgestraft worden! Aber profit die Mahlzeit! Da zeigte sich — wie es in der Sprache der Gelehrten Staatsmänner heißt — eine Lücke in der Gesetzgebung. Durch diese Lücke der Gesetzgebung schlüpfte einer nach dem andern aalglatt durch.“

„Eine Schand' ist's,“ so meinte der Bürgermeister, „es sollten da ganz besondere Gesetze auf solche Kerle gemacht werden.“

„Recht so, Bürgermeister,“ so stimmte der Hinkende zu, „sie sind auch eben dran und machen solche Gesetze, die sie rechtzeitig zu machen verpaßt hatten, was man ihnen auch nicht mal weiter übelnehmen kann; denn auf die Schwarzen gab's bis dahin keine Gesetze, weil es keine deutschen Kolonien gab, und deutsche Kolonien gab's nicht, weil's kein Deutsches Reich gab, und ein Deutsches Reich gab's nicht, weil's keinen deutschen Kaiser gab, und einen deutschen Kaiser gab's nicht, weil es keine deutschen Fürsten gab, und deutsche Fürsten gab's nicht — wenigstens keine rechten deutschen Fürsten; sonst gab's Fürsten in Deutschland eher zuviel als zu wenig —, weil's kein einiges deutsches Volk gab. Das mußte erst — wie eben der genannte Bismarck gesagt hat — mit Blut und Eisen zusammengegeschweißt werden.“

„So ist's,“ riefen sie alle; nur Kilian der Schmied brummte: „Blut und Eisen? Das schweißt nicht.“

„Aber, Herr Kilian, es ist doch nur bildlich gemeint,“ so sagte der Schullehrer.

„Wieviel Neger gehören denn jeztund eigentlich zum Deutschen Reich?“ fragte der Peter.

„Seid doch nicht wieder so vorwichtig,“ erwiderte der Hinkende, „Ihr werdet es schon erfahren. Vor-

erst wollen wir einmal nachschauen, welche Negerländer jezt zum Deutschen Reiche gehören, wo sie liegen und wie sie beschaffen sind. Nun, Bürgermeister, wie machet Ihr es wohl, wenn einer käm' und wollte von Euch den Weg wissen, auf dem er nach Kamerun kommt?“

Verlegen schwieg der Bürgermeister; der Schullehrer aber lachte.

„Der Herr Lehrer weiß es natürlich,“ fuhr der Hinkende fort, „er bringt es seinen Zungen mit dem Stöckel bei; aber auch die hohe Behörde sollte es wissen. Ihr andern aber habt die Schulbank nicht mehr gedrückt, als das Deutsche Reich seine Kolonien bekam. So hört also: Das Deutsche Reich hat sechserlei Kolonien oder, wie es amtlich heißt, „Schutzgebiete“, ihrer vier in Afrika und ihrer zwei in Australien bei unsern Bodensüßlern, zu denen wir auf dem geradesten Wege kämen, wenn wir dort in Löwenwirts Hofe ein Loch graben wollten. Wir brauchen nur 1700 Meilen tief zu graben und kämen dann ganz bestimmt in Australien heraus. Unsere Landsleute, die Australier, würden uns freundlichst die Hand reichen und aus dem Loch helfen.“



Durch diese Lücke der Gesetzgebung schlüpfte einer nach dem andern aalglatt durch.

„Das geht nicht, Hinkender,“ meinte der Brunnenmacher, „das Wasser läßt sich nicht halten.“

„Wir nehmen ja auch nur an, es ginge!“ warf der Schullehrer ein; der Hinkende aber fuhr fort: „All das fremde Land zusammengenommen ist fünfmal größer als Deutschland selbst. Was Deutschland in Australien besitzt, ist allein halb so groß wie Deutschland, und wenn's sein müßte, dann könnte die Hälfte aller der Leute, die heute im lieben Deutschland wohnen, unter deutscher Flagge im fernen Australien untergebracht und angesiedelt werden,

was hoffentlich niemals nötig sein wird und auch so gut wie unmöglich ist, denn jenseits des großen Lochs, das unser Meister Brunnenmacher nächstens dort in des Löwenwirts Hofe bohren wird, ist es ganz satirisch heiß, — so heiß, daß es alle, die aus Europa kommen, dort nicht lange aushalten. Dafür wär's aber ein ganz probater Aufenthalt für alle solche, die hier zu Lande das Mausen nicht lassen können oder sich sonst mit der Menschheit nicht vertragen können; kurzum — das australische Land könnte ganz gut in Parzellen zerstückt und zu „Verbrecherkolonien“ gemacht werden, wie das ja andere Länder auch gemacht haben. Die Herren Tagediebe, die jeztund soviel kosten und doch im Gefängnis nichts Rechtes leisten —“

„— und uns unnötig Konkurrenz machen,“ — warf der Weber so geschickt dazwischen, als ob er mit flinker Hand das Weberschifflein durchgeworfen hätte —

„— nun ja,“ fuhr der Hinkende fort, „die würden

dann weitab vom Deutschen Reiche sitzen und keinem mehr was thun. Dabei wären sie halb und halb freie Leute, jedenfalls nicht eingesperrt; weite Strecken Landes würden sie roden und urbar machen."

"Hinkender," sagte der Peter, "was Ihr da sagt, ist geistlich; schreib's doch 'mal dem Reichskanzler, der thut's am Ende."

"Das braucht ihm der Hinkende nicht erst zu schreiben," erwiderte dieser und lachte; "denn das weiß der Reichskanzler ganz von allein; ja, der hätte es wohl schon von selbst gelhan, aber die Herren vom deutschen Reichstag wollen davon nichts wissen, und was die nicht wollen, das darf nicht sein. So ist einmal die Einrichtung. Was aber die vier andern Kolonien oder Schutzgebiete angeht, so soll uns da nur kein Langfinger oder Messerheld hinkommen, denn das sind Län-

der, die wie gemacht sind dazu, um deutsche Bauern und deutsche Handwerker einstmals in Massen aufzunehmen. Ich sage mit Vorbedacht einstmals, hört Ihr's, Geißbauer, und Ihr, Hansfrieder? Ihr braucht also nicht gleich den Rappel zu bekommen und bleibt am besten, wo Ihr seid; auch Euere vier Buben bleiben am besten daheim. Wenn diese aber erst Kinder haben und es sollte denen hier zu Lande zu enge werden — dann wird's Zeit sein, daran zu denken, ob nicht einer oder der andere am besten aufpakt und nach Afrika zieht zu unsern schwarzen Landsleuten, den Negern, oder noch besser — zu der braunen Sorte, den Hottentotten. Bei denen ist noch viel Platz, unmenschlich viel Platz, und für dasselbige Geld, um das hier der Geißbauer seinen Hof losschlägt, steigert einer dort zu Lande ein ganzes Rittergut. Bei den Hottentotten allein ist noch soviel Platz, daß alle deutschen Bauern, wie sie gebacken sind, Unterkunft finden könnten."

"Nützig wird's bald sein," warf der Geißbauer dazwischen, "daß etliche von uns auswandern, denn hier zu Lande wird uns armen Bauern das Leben immer saurer gemacht."

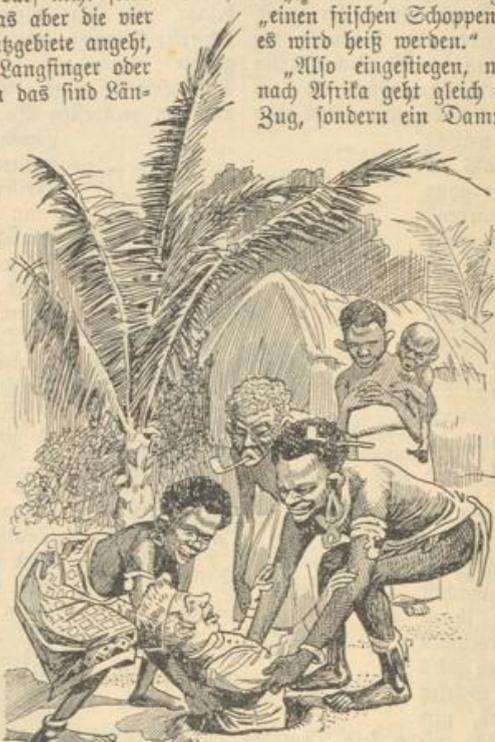
"Unmöglich wird's einem gemacht, sage ich," so schrie der Hansfrieder und stieß seinen leeren Schoppen auf den Tisch, "Hinkender, schreibt das einmal dem Reichskanzler, und er möcht' doch ein Einsehen haben und nicht in einem Wahren das viele Getreide von den Amerikanern einlassen."

"Nein, er soll's einlassen," schrie der Hansfrieder davor; "er soll's ruhig einlassen, aber kaufen soll er's, selber kaufen, auf Staatskosten und zu einem anständigen Preise. Das thät unsereinem gut."

"Ja, das wollt' ich meinen," erwiderte der Hinkende, "Euch thät's gut, aber allen andern thät's das Gegenteil. Aber darüber sprechen wir noch ein erliches Wort miteinander, wenn wir erst wieder aus Afrika daheim sind. Jetzt aber wollen wir uns aufsetzen und — im Geiste natürlich! — eine Reize davor machen. Wer fährt mit?"

"Wir fahren alle mit," riefen sie durcheinander. "Halt noch ein wenig," rief Kilian der Schmirgel, "einen frischen Schoppen nehm' ich mit; ich vernehm, es wird heiß werden."

"Also eingestiegen, meine Herrschaften, der Zug nach Afrika geht gleich ab. Es ist aber gar kein Zug, sondern ein Dampfsschiff. Poptausend ist das



Unsere Landsleute, die Ausraffer, würden uns freundlichst die Hand reichen und aus dem Loch helfen.

aber ein stattlicher Dampfer. Zwischen Lindau und Konstanz auf dem See fährt manch einer, der sich setzen lassen kann; aber der Dampfer, den wir jetzt beschreiben, um eine Partie nach Afrika zu machen, der ist ein die zehn- und zwanzigmal größer. Da kann man trotz den ganzen Freiburger Dom nehmen und ins Schiff legen und er findet Platz darin. Und von wo soll man wir ab? Von Bremen, meint der Schullehrer; aber von Hamburg geht die Beste ab, oder richtiger von Cuxhaven, was der Vorhote von Hamburg ist, denn bei zur Stadt Hamburg sein kann solch ein Riesentanker nicht die Elbe hinauf; das hat die Elbe trotz alledem nicht Wasser und nicht Dampfer genug. In Cuxhaven steigen wir ein und dann geht die Reize los. Es geht

in die Nordsee hinein und die Küste entlang, bis wir an Holland herankommen. Da wird Halt gemacht und die alte Handelsstadt Rotterdam beschaut; aber bald geht's weiter und weiter, acht Tage giebt's kein Halten, an Frankreich geht's vorbei, erst wenn Portugal in Sicht kommt, stoppt der Dampfer, und wer da will, kann aussteigen und sich den König von Portugal anschauen, ob er noch immer so dick ist? Dann geht's um die spanische Halbinsel herum, und wo das Wasser anfängt ganz schmal zu werden, macht der Kapitän eine scharfe Wendung und fährt gerade in der Mitte zwischen Europa und Afrika hindurch und hinein ins Mitteländische Meer. Also Afrika hätten wir bereits,

an heißt es nur noch an die richtige Stelle zu kommen. Dazu müssen wir durchs Mitteländische Meer Länge nach durch und ganz bis ans rechte Ende n, wo der Suezkanal liegt . . ."

"Es wird einem ganz schwindlig von alledem," sagte der Schmied.

"Das ist die Seekrankheit," erwiderte der Lehrer. "Der Suezkanal aber ist ein Kanal zwanzigmal so weit wie des Löwenwirts Gaststube, und tief genug er, daß die allergrößten Schiffe der Welt durchfahren, ohne unten aufzustößen. Da also schwimmen wir durch und kommen auf die Art ins Rote Meer hinein."

"Ist das dasselbige, in dem der König Pharao . . ." sagte etwas unsicher der Schwarzegeißbauer.

"Genau dasselbe ist es; 300 Meilen lang ist es und am Ende liegt der Ort Aden, wo's guten Kaffee gibt, denn Aden gehört zu Arabien, und bis Mokka's von da nur ein Kaffensprung."

"Es wird einem ganz wirr von alledem, was man's Gesicht bekommt," gestand aufrichtig der Hausvater.

"Halt," rief der Hinkende, "ich mal es auch auf, damit Euch klarer wird. Seht, Löwenwirt, gebt mal Eure Kreidher; nicht die doppelte, die einfache genügt er. Und Ihr dorn macht einmal ein wenig Platz mit Euren Schoppen. Seht, so haut Afrika aus."



Damit zog der Hinkende mit der Kreide einen großen Umriß auf die Tischplatte.

Damit zog der Hinkende mit der Kreide einen großen Umriß auf die Tischplatte.

"Eine Art Pfannkuchen ist es," so meinte er dabei, "nur ein wenig schlecht geraten; oben ein wenig breit und dafür unten zu spitz und daneben hat er hier zur Linken eine Einbuchtung, wie sie die Pfannkuchen der Löwenwirtin, weiß Gott, nicht haben."

"Wir würden's uns auch schönstens verbitten," sagte der Ratschreiber, der für sein Geld immer lieber gut und viel, als wenig und schlecht haben wollte.

"Eine Einbuchtung?" fragte der Schullehrer; "ach so, Ihr meint den Golf von Guinea? Wo die beiden deutschen Kolonien Togo und Kamerun liegen?"

"Den nämlichen, Schullehrer; aber da sind wir noch nicht; vorderhand sitzen wir mit unserm Schiff noch vor Aden; wir haben unsern Mokka ausgetunkt und dampfen lustig ins Meer hinaus, immer nach Osten zu. Ein Tagereise ist um, der Steuermann schmeißt das Ruder herum, wir schwenken nach rechts ab und jetzt geht es mit einemmale nach Süden,

immer an der Ostküste von Afrika entlang, die hier den Engländern zugehört. Das geht so eine ganze Woche lang fort: alles, was Ihr von Land seht, ist englisch. Aber endlich ein ander Bild: Die deutsche Flagge weht hoch am Strande, wir sind in Tanga, und damit in „Deutschostafrika“ angelangt. Das ist die größte und allerwichtigste der deutschen Kolonien; eine Kleinigkeit fehlt und sie ist doppelt so groß wie Deutschland selbst; an die 3 Millionen Neger wohnen darin. Bitte, meine Herrschaften, steigen Sie gefälligst aus und schauen Sie sich um in dem Lande. Außer den Negern treffen Sie auch auf deutsche Landsleute — es mögen an die tausend sein — und nebenher auf viele Araber, weil diese hier das Geschäft mit den Eingeborenen in den Händen haben, während die Deutschen fleißig Kaffeebäume, Kokospalmen und Tabak pflanzen und abernten. Deutsches Korn und deutscher Weizen, wie ihr Bauern es säet und erntet, will hier freilich nicht recht gedeihen; auch das

liebe Rindvieh kommt nicht recht fort, weil es das Ungeziefer zuviel plagt; besser gedeiht schon der Esel; Pferde giebt's so gut wie gar nicht.

Neben den Pflanzern und den arabischen Handelsleuten giebt's auch schon eine ganze Zahl deutscher Kaufleute, welche Elfenbein, Gummi, Kaut-

schuk und dergleichen afrikanische Handelswaren aufkaufen und dazu bis tief ins Innere des Landes hinein Karawanen schicken. An der Küste aber giebt's gar schon eine Eisenbahn, eine richtige Eisenbahn, an die vierzig Kilometer lang."

"Derweil hat nun der Herr Schiffskapitän seine Ladung abgegeben und neue eingenommen. Wir können also munter weiterfahren und dampfen immer an der Küste entlang, die hier auf hundert Meilen deutsch ist. Da giebt's stattliche Orte überall: Bagamoyo, Dar-es-Salaam, wo der Herr Gouverneur in einem schönen Hause sitzt, das aus deutschem Eisen und deutschem Cement erbaut ist, ferner Kilwa und zuletzt Lindi — überall weht die deutsche Flagge hoch vom Mast, daß jeder Deutsche sich von Herzen darüber freut! — Weiter geht jetzt die Reise, immer an der Küste entlang, wo nun eine gar sonderbare Flagge weht, die keiner so leicht kennt, nämlich die blauweiße, portugiesische. An die 300 Meilen geht das so, denn die Portugiesischen haben hier von alter Zeit her noch ein schönes Stück Land, das Land

Mozambique, das ihnen schwer genug wird sich zu erhalten, denn die Engländer sind hinterdrein, wie der Teufel hinter der armen Seele, und möchten es den Portugiesen gar zu gerne abnehmen; ja, sie würden es ihnen abkaufen und bar bezahlen; aber der Portugiese — ob er gleich das bare Geld gut gebrauchen könnte, denn er hat nur leere Kassen — ist stolz wie sein Bruder, der Spanier, und sagt (auf portugiesisch natürlich!): „Mozambique kauft man nicht!“ — Portugiesisch ist also auch der Hafen Delagoa-Bai, in dem wir jedund anlegen. Wir steigen aus und wer will, kann von hier aus einen Absteher ins Land hinein machen und zwar auf einer richtigen Eisenbahn; denn von hier aus liegen Schienen bis Mittelburg und gar bis Pretoria hin, wo der „Onkel Paul“ sitzt und seine Buren in aller Gemütlichkeit regiert. Onkel Paul ist aber nur ein Kosenamen; in Wahrheit heißt der Mann Paul Krüger und ist der Präsident der Transvaalschen Burenrepublik, dergleichen, die teils mit den Engländern so stark hintereinander geraten ist, weil die Engländer sie ums Leben gern aufgespeißt und sich einverleibt hätten. — Wer will, kann da in aller Geschwindigkeit auch ein Loch in die Erde machen, im Sande buddeln und nachschauen, ob nicht am Ende Gold dazwischen ist. Denn das Land steckt da voller Gold, und wenn einer nur Glück hat, so kann's ihm passieren und er erwischt einen Goldklumpen, so groß wie 'n Rindskopf. Wenigstens erzählen sich das die Leute so; ob's auch wahr ist, steht auf einem andern Blatte. Nun fahren wir noch eine Station weiter mit unserm Dampfer und dann steigen wir aus, denn das deutsche Schiff hat seinen Paß gemacht, es fährt nicht weiter, sondern kehrt um und steuert wieder heimwärts. Wir aber haben noch nicht genug; wir wollen noch mehr deutsche Kolonien sehen und setzen uns derentwegen auf einen Engländer, der hier schon liegt und auf uns wartet. Mit ihm schwimmen wir nach Süden weiter, und umschiffen die Spitze von dem

— genannt das Kap der guten Hoffnung —, so schaltete der Schullehrer dazwischen.

— richtig! Also da herum! Rechts schwenkt! Und nochmals rechts schwenkt! Und nunmehr eingeschwenkt in den Hafen von Swakopmund! Denn Swakopmund ist wieder deutsch — nach all dem vielen Englisch, Portugiesisch und wieder Englisch. Wir könnten ja auch schon in der Walfischbai ansteigen, aber nein, wir thun's nicht, nicht etwa dem Frieder wegen, weil der Angst hat vor Walfischen, es giebt da solche gar nicht, sondern wir wollen nur den Engländern nicht den Gefallen thun. Wir steigen vielmehr aus, wo die deutsche Flagge weht. Ans Land, meine Herrschaften, ans Land. Hei! was ist das für ein Leben hier; ein deutsches Kaufhaus steht am andern; dicht am Strande aber steht eine Wirtschaft, die mit ihrem Schild „Zum Fürsten Bismarck“ gar freundlich einladet. Hier giebt es Bier, deutsches Bier; freilich bitteres Bier, denn das Fläschlein davon kostet anderthalb Mark — was doch

bitter ist. Ein Schöppllein Markgräser aber wir gar nicht zu erschwingen. Darum, Frau Löwenwirtin, bringt mir noch einen von Eurem Billigen.“

„Man kriegt einen Morbdsdurst bei dem vielen Reizen.“ meinte der Peter und ließ sich seinen Schoppen auch füllen.

„Na, das ist doch kein Wunder; überall ist eine Bullenhitze,“ sagte Meister Kilian der Schmied.

„Tropisches Klima sagt man,“ so verbesserte der Schullehrer.

„Trinkt mir nur nicht zuviel,“ so warnte lachend der Hinkende, „denn gerade in den heißen Ländern ist das Trinken eine gefährliche Sache, wenigstens das Trinken von solchen Getränken, in denen viel Alkohol ist. Da wundern sich die Leute, die dahin kommen, immer, daß sie 's Klima nicht vertragen können, während doch die Eingeborenen, die dummen Neger, dasselbige Klima ganz vortrefflich vertragen. Die Gelehrten meinen deshalb, der Europäer wäre anders organisiert, als der Neger — wie sie sich ausdrücken; aber in Wahrheit hat der Neger seinen Magen, seine Eingeweide und was sonst noch zum Verdauen gehört, aufs Lüpselfchen genau so wie unserns hier zu Lande, ja gar nicht anders als der Eskimo, der hoch oben im Norden in seiner Schnehütte haust. Der Unterschied ist nur der, daß ein jeder anders lebt und anders leben muß, wenn er gut bestehen will. Der Europäer aber meint zumeist er müßte in Afrika genau so leben wie daheim; in der Woche allemal Supp', Gemüse und Fleisch, bei Sonntags aber einen knusprigen Schweinsbraten mit Sauerkraut und einem halb' Duzend Klöße; dazu gehöre sich die nötige Portion Ehtes, und einige Magenbitter oder Nordhäuser müßten — der guten Verdauung halber — oben drauf gesetzt werden. Wer in solcher Art unter den Wilden leben will, wird's nicht lange so treiben. Der Nordhäuser und der Magenbitter vornehmlich — sie passen nicht für Afrika. Leider haben die Neger selbst Geschmack an dem Zeug gewonnen, nachdem sie erst die Proben den Branntwein niemand lieber als ein echter Walfischkopf, und so träge sie für gewöhnlich sind — für eine Flasche Rum arbeiten sie sogar. Mander Negerkönig hat für ein Fäßlein Cognac Scepter und Krone ausgetauscht.“

Ja, rein veressen sind die Neger auf den Spiritus, und deshalb ist es weise eingerichtet, daß ein hoher Zoll darauf liegt, so daß er dort zu Lande unerschwinglich teuer kommt. Besser wär's noch, er wäre ganz verboten.“

„Stimmt,“ so bestätigte der Ratschreiber, der 's immer mit seinem Magen zu thun hat; „Löwenwirt, geht schenkt mir einen Bittern ein; man muß ja froh sein, daß man ihn hier noch kriegt.“

„Besser ist es schon,“ so meinte der Hinkende, „man hält sich an den guten edlen Tropfen, wie er von der Rebe kommt, was die Wilden auch ihrerseits thun könnten, denn der Wein wächst wild bei ihnen, aber Weinbauern giebt's darum doch nicht unter ihnen; die Neger sind viel zu träge dazu.“

„Und doch seid Ihr so für die Neger!“ warf der Lehrer ein, „wie reimt sich das zusammen?“
„Ei, das reimt sich ganz gut zusammen,“ so gab der Hinkende zurück; „der Neger von heute ist faul; das stimmt; der Mensch ist überhaupt von Natur aus träge; erst die Not lehrt ihn arbeiten, wie sie ihn beten lehrt.“

„So muß der Neger also erst in Not gebracht werden? Aber Hinkender, das kann doch Euer Ernst nicht sein!“

„Schullehrer, dreht einem die Worte nicht im Munde herum. Der Neger braucht nicht mit Kunst und Hinterlist in Not gebracht werden; er setzt sich selber in Not, wenn er sieht, wie die fremden Leute so verschiedentliche Dinge haben, die auch er für sein Leben gern hätte, zum Beispiel ein Messer oder ein Beil, und nun gar eine Flinte mit samt Pulver und Blei. Das macht ihm Kopfschmerzen; am liebsten maufte er so 'n Ding einfach, weil er ein Kind ist und gar nicht recht weiß, was Diebstahl ist; aber das geht nicht, das weiß er aus Erfahrung, und so setzt er sich in Bewegung und arbeitet, um nur das glänzende Ding zu bekommen, das ihm so verlockend vorschwebt.“

„Raffinierte Subjekte — diese Kolonisten,“ so meinte der Schullehrer; aber der Hinkende fuhr fort:

„Nun, das ist doch wahrhaftig kein Verbrechen, einem die Arbeit anzugewöhnen, denn mit Recht heißt es: Arbeit macht das Leben süß. — Aber denkt nur, wie es weiter damit kommt: Die Neger arbeiten; sie arbeiten für die Kolonisten, erhalten ihren guten Lohn, können sich kaufen, was sie sich wünschen; der deutsche Kaufmann läßt alles zusammenholen, was dort, wo es ist, doch keinen Wert hat; läßt es säubern, sichten und gut verpacken. In ganzen Ballen geht die Ladung zu Schiffe und bald liegt sie im fernen Hamburg oder Bremen am Strande und wird mit gutem Gewinne losgeschlagen. Das Geld fließt zurück nach Afrika, neue Neger werden als Arbeiter eingestellt, ein Stamm hört's vom andern, einer sieht am andern, was für schöne Dinge zu bekommen sind, wenn einer nur ein wenig arbeitet. Immer mehr strömen die Neger herzu, lassen sich nieder, siedeln sich an, bauen Hütten und gar richtige Häuser — seht, Leute, so entstehen Kolonien! So entstehen weitaus vom Deutschen Reiche neue Länderstrecken, die zum Deutschen Reiche gehören, als wären sie an es angewachsen, und sind doch viele tausend Meilen von ihm ab. Ja, wo will denn auch auf die Länge die viele Mensch-

heit hin, die es hier zu Lande giebt?! Deutschland hat heute an die 55 Millionen Einwohner und nimmt dabei Jahr um Jahr mächtig zu. Wohin kommen wir, wenn das so fortgeht?! Schullehrer, geht, nehmt hier die Kreide und rechnet einmal. Also heute 55 Millionen; Zunahme in je 5 Jahren 6 Prozent. Wieviel giebt das in 50 Jahren?“

Der Schullehrer rechnete und rechnete: „Sapperlot,“ meinte er schließlich, „das giebt ja an die 100 Millionen im Jahre 1950. Sollte ich mich am Ende verrechnet haben? Das wär' ja beinahe verdoppelt!“

„Nein,“ fuhr der Hinkende fort, „es stimmt; aber das Land, auf dem Ihr sitzt, verdoppelt es sich am Ende auch? Mit nichten. Im Gegenteil: Es wird eher kleiner, weil die vielen Eisenbahnen, Kanäle, Fabriken und Häuser immer mehr und mehr Land fressen. Da ist's gescheit, wir gehen in die Welt und schauen uns draußen nach Plätzen um, die noch nicht besetzt sind. Die anderen Nationen haben es lange vorher gethan, die Deutschen sind ein wenig spät auf die

guten Gedanken gekommen; was sie zu guter Letzt noch bekommen haben, ist das Beste gerade nicht; aber es ist immer was daraus zu machen. Südwestafrika, wo wir soeben waren, schickt sich noch am besten dazu.“

„Fahren wir mit unserem Schiffe weiter nach Norden, so kommen wir nach Kamerun, das dicht am Äquator liegt, — Ihr wißt, das ist die Linie, die der Erde gerade in der Mitte zwischen dem Nord- und dem

Südpol rings um den Bauch geht. Verflüxt heiß ist es da, aber dafür ist es auch ausnehmend schön und fruchtbar dort, so daß solch rare Dinge, wie der Kakao, ebenso gedeihen, wie bei uns zu Lande der Weißkohl oder die Johannisbeeren. Das Land Kamerun ist ebenso groß wie Deutschland selbst; es wohnen aber nur 3—4 Millionen Neger darin, sowie an die 200 Deutsche.“

„Dampfen wir nun noch 400 Meilen weiter immer an der Küste entlang, dann kommt erst ein großes Land, das den Engländern gehört, dann das Land Dahomey, das die Franzosen dem Könige von Dahomey abgenommen haben, worauf sie ihn nach Frankreich brachten und auf eine Insel im Mittelländischen Meere gefangen setzten; dann aber kommt das Land Togo in Sicht, das nur um ein wenig größer ist als unser gesegnetes badisches Ländle. Insgesamt werden es — und nun wißt Ihr's, Peter — 7 Millionen Neger sein, die in Afrika sitzen und zu Deutschland zählen.“

„Das wären die Schwarzen. Wie aber steht's um



Mancher Negerkönig hat für ein Häkchen Cognac Scepter und Krone ausgetauscht.

die Braunen und die Gelben? Von denen war im Anfang doch auch die Rede!" so fragte der Hansfrieder.

"Nun bei den Braunen waren wir ja schon! Sind sie Euch denn nicht aufgefallen, als wir in Swakopmund anlangten, wie braun sie waren? Die Eingeborenen von Südwestafrika sind zum größten Teil keine Neger, sondern Hottentotten. Aber es sind ihrer nicht viele; im ganzen Nama- und Damalande wohnen, gut gezählt, keine 300000 davon. Wollt Ihr sie auszählen, wieviel auf den Quadratkilometer kommen, so zeigt sich's, daß man drei Quadratkilometer zusammenthun muß, um einen Einwohner zu haben. So etwas giebt's in Deutschland nicht."

"Da wohnen ja in der Lüneburger Heide ihrer mehr," warf der Schullehrer ein.

"Stimmt, Schullehrer," so bestätigte der Hinkende, "dafür ist das dortige Land aber dreimal besser; es fehlt nur das Menschenvolk, um das Land zu bestellen."

"Das wird auch noch kommen," meinte der Weisbauer so bestimmt, als sähe er schon seine Entel da sitzen und den Pflug durch die Felder ziehen.

"Was aber die Gelben betrifft," so fuhr der Hinkende fort, "so sind damit die Chinesen gemeint. Im Dezember 1897 hat der deutsche Kaiser zu Berlin in seiner guten Stube gefessen, wo er eine große Karte von der Welt hängen hat, und hier hat er sich so etwa daselbe im Kopfe gedacht, was der Schullehrer vorher so fein mit der Kreide ausgerechnet hat, denn der deutsche Kaiser ist gar fest im Kopfrechnen. "Kolonien ist etwas Gutes," so hat er sich gedacht, "wir haben ihrer jetzt in Afrika und in Australien so viel als genug, in Amerika kriegen wir doch keine, weil es die Amerikaner partout nicht leiden können, daß andere Leute als sie sich dort sehen lassen, — es bleibt also nur noch Asien; ja dort wollen wir uns einmal eine Kolonie anlegen," so dachte der deutsche Kaiser bei sich; "einen Ort auch, wo unsere Schiffe ein wenig verschlaufen können von dem schnellen Laufen," — und justement in dem Augenblick ereignete es sich, daß die Chinesen den Naptus bekamen und über die deutschen Missionare herfielen und ihrer zwei erschlugen. Da fuhr der deutsche Kaiser darein wie 's Donnerwetter und telegraphierte etwas an den chinesischen Kaiser, das der sich nicht hinter den Spiegel steckte. Der deutsche Kaiser verlangte eine gehörige Buße für das Verbrechen und eine Sicherheit, daß dergleichen nicht wieder vorkäme. Diese Sicherheit aber bestand in einem Stück Land, wo dauernd Deutsche sitzen könnten, um für alle Fälle bei der Hand zu sein."

So kamen die Deutschen zu den Chinesen und zu ihren allerneuesten, gelbgefärbten Landsleuten."

"Wollen wir nicht auch einmal zu denen reisen?" fragte pfiffig lachend der Peter.

"Ihr seid aber reiselustig," meinte der Hinkende. "s Billet kostet ja nichts," so hieß es, "wir reisen alle mit."

"Schön, reisen wir! Löwenwirtin, einen Schwamm, seid so gut! Weg mit Afrika, jetzt kommt Asien dran."

Der Hinkende nahm den Schwamm, — wisch, war Afrika weg, und dafür malte er sein säuberlich vom Weltteil Asien erst Arabien, dann Vorder- und am Ende Hinterindien mit seinen zwei, drei Zipseln naturgetreu auf den Tisch.

"So schaut es aus, das Land dort herum. Die Reise von Hamburg bis ins Rote Meer aber brauchen wir nicht noch einmal zu machen. Wir schwenten nur, sobald wir aus dem Roten Meer heraus sind, links anstatt rechts, da steht ein Wegweiser: hier geht der Weg zu den Chinesen. Auch hier können wir uns auf einen deutschen Dampfer setzen, auf einen von den schönen großen Dampfern, die der Lloyd in Bremen Monat für Monat hinausdampfen läßt."

"Leut? Was für Leut?" fragte der Hansfrieder; "brüht Euch deutlicher aus."

Der Hinkende lachte und sagte: "Keine Leut, wie Ihr meint, Hansfrieder, sondern eine große Dampfergesellschaft, die in Bremen sitzt und sich Lloyd nennt. Es ist ein Fremdwort. Seht, so schreibt es sich." Und damit schrieb er das Wort deutlich auf den Wirtstisch.

"Aber Hinkender," schrieb der Lehrer, "Ihr schreibt es ja mitten ins chinesische Meer hinein."

"Gerade da hinein gehört auch das Wort," meinte der Hinkende, "denn kein Wort ist so bekannt im chinesischen Meere, wie das Wort Lloyd. Alle Augenblicke kommt da ein Schiff angeschwommen, das dem Lloyd gehört; an die 100 Schiffe hat er laufen in der Welt, und die größten und schönsten davon gehen auf China zu. Freilich zahlt ihm der deutsche Reichsschatzmeister aus der Reichskasse alle Jahre 4 Millionen Beihilfe, damit auch alles gut und glatt vorstatten geht und er alle Briefe und Pakete, die von Deutschen hin und her gehen, prompt besorgt. Auf solch einem Lloydsschiffe sitzen auch wir jetzt."

"Gedachtermaßen," warf der Schullehrer darwischen. "Natürlich gedachtermaßen," erwiderte der Hinkende lachend, "andernfalls sähet Ihr sicherlich nicht so gemüthlich da, sondern krümmtet Euch wie 'n Wurm und hättet die Seekrankheit."

"Dr, macht einem nicht graulich, Hinkender," der Schullehrer schüttelte sich, als hätte er sie schon

"Wenn Ihr 's Wasser nicht vertragen könnt, so steigt doch aus," sagte höhnlisch Kilian der Schmied.

"Halt, nein," rief der Hinkende, "aussteigen ist nicht; jetzt heißt es mitfahren bis ans Ende, denn vom Roten Meere und von Aden aus stoppt das Schiff nicht; da giebt's 14 Tage lang nur Himmel und Wasser. Erst bei Ceylon wird wieder Halt gemacht. Will einer da aussteigen und sich einmal anschauen, wie der Zimmet in natura wächst, für meinnetwegen. Aber in 24 Stunden geht's weiter, immer der aufgehenden Sonne zu und auf die Insel Sumatra los, wo der superfeine Tabak herkommt, der in der Dose da" — der Hinkende stippte den Zeigefinger auf die große schwarze Tabaksdose des Wirtis — "nicht ist. — Bei Sumatra aber wird nicht Halt gemacht; vielmehr geht's links an der Insel vorbei und durch

einen mordsengen Schlauch hindurch auf Singapore zu, was eigentlich siamesisch ist und einstmals dem Könige von Siam zugehört hat; die Engländer haben es ihm aber beizeiten abgenommen und ihre Flagge aufgepflanzt. Viel zu holen ist da nicht, höchstens alle hundert Jahre einmal ein Paar Zwillinge, die mit dem Steißbein zusammengewachsen sind. Wir dampfen also weiter, lassen zur Rechten die Insel Borneo liegen, weil dort doch nur lauter bornierte Menschen wohnen — wie am Ende der Hansrieder meint — wir halten uns dafür mehr zur Linken und an das Festland von Vorderindien, das die Franzosen besetzt halten, was ihnen das Jahr über ein Heidegeld kostet — na, sie haben's ja dazu — besuchen aber thun wir sie nicht. Jetzt aber geht's mit „Bölddampf“ — wie der Herr Kapitän sagt — auf das chinesische Reich zu, und bald legen wir in Hongkong an, das freilich jetzt nicht mehr chinesisch ist, denn die Engländer haben es von den Chinesen

abgepachtet, genau so wie die Deutschen jetzt Kiautschou gepachtet haben.“

„Wohin man spuckt, sind auch die Engländer,“ warf der Ratschreiber ein, worauf der Hinkende erwiderte: „Das war nicht gerade ratschreibermäßig ausgebrückt, Ratschreiber; aber richtig war's. Es ist so; überall in der Welt sitzen sie, die Engländer; wo nur etwas zu holen war, da haben sie sich eingewettert und von England bis nach Peking hin haben sie aller hundert Meilen weit einen Fleck, der der ihrige ist, ein Land, eine Insel oder ein Vorgebirge, kurz einen Ort, wo sie Kohlen niederlegen und Kanonen aufpflanzen können. — Nun aber genug von den Engländern! Wieder aufs Schiff gesetzt, meine Herrschaften, und immer weiter gefahren an der chinesischen Küste entlang, bis wir endlich am dritten Tage die deutsche Flagge wehen sehen. Den Hut ab und ihn in die Luft gewettert. Hurra, Germania! Seht, hier ist der Ort, da steht der Flaggenmast.“ Der Hinkende nahm ein Streichholz aus dem Ständer und spaltete es an einem Ende behutsam auf, während er das andere Ende fest in den Tisch bohrte, so daß es aufrecht stand; in den Spalt aber klemmte er ein viereckig Stück Papier. „Da weht sie! Nun heißt es: Alles aussteigen! und ans Land gegangen. Was ist das für ein schönes Land, Ihr Herren! Vor allem aber auch was ist es für ein schönes Wasser! Ja es ist ein großartig schöner Hafen, wo alle Kriegsschiffe der Welt ganz kommod Platz hätten, ohne daß sie ein-

ander die Planken zu reiben brauchten. Da kann die böse See mit Sturm und Wind nicht hinein, und jedes Schiff ist sicher vor solch schlimmem Geschie, wie es dem Itis zuteil geworden ist. Eine schöne Landungsbrücke aus Eisen haben die Chinesen noch gebaut und nicht mitgenommen, als sie abzogen; man kommt also bequem ans Land; bitte, meine Herrschaften, aussteigen! Da kommen die Eingeborenen, seht das sind die Gelben, von denen die Rede war; echte Chinesen mit echten Zöpfen; jetzt sind's unsere Landsleut. Grüß Gott, Landsmann, wie geht's, was macht die Frau Gemahlin? Hat die auch so 'n langen Zopf?“

„Alles lachte. Der Hinkende aber schaute sich plötzlich nach der Schwarzwälder Uhr um, die hinter ihm hing und eben elf schlug. „Was schon elf?“ rief er, „da ist's die höchste Zeit zur Abreise. Wie ist's mit dem Wagen, Löwenwirt?“

„Die Gänle sind schon seit einer geschlagenen Stunde angeschirrt. Ihr meintet doch, um 10 Uhr ging die Reise wieder heim.“

„Was, Hinkender, Ihr wollt doch nicht schon aufbrechen?“ rief der Ratschreiber, „Polizei stunde giebt's heute nicht.“

„Und uns hier allein lassen, mitten unter dieser gefährlichen gelben Gesellschaft mit langen Zöpfen?“

„Bleibt noch, Hinkender, der Hansrieder und der Peter fürchten sich so sehr,“ meinte der Schullehrer; „wir müssen auch erst noch die Reise zurück machen.“

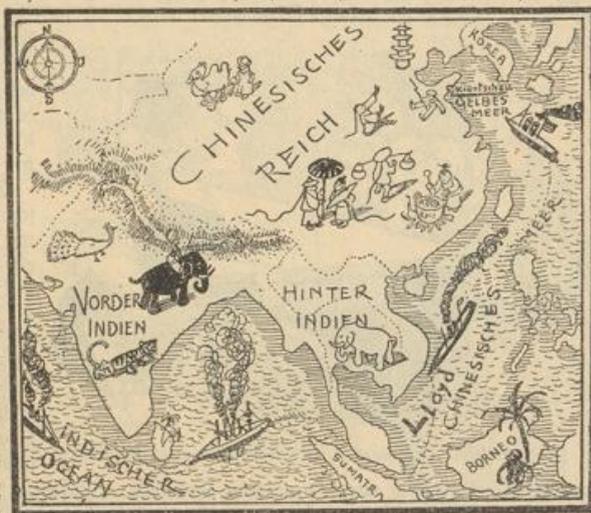
„Es ist nicht anders; ihr lieben Freunde,“ erwiderte der Hinkende, „ihr müßt schon sehen, wie Ihr im fremden Lande weiter zurecht kommt. Sind doch auch die deutschen Blaujaken da; die halten treue Wacht — bei Kiautschau.“

„Alles Zureden nützte nichts; der Hinkende zahlte, was er schuldig war — es waren ein, zwei Schöpfpfeiler mehr als sonst, was von der weiten Reise herkam —, that seinen Dreißpitz auf und verließ unter vielen Segenswünschen den „Löwen“.“

„Gute Nacht, Frau Löwenwirtin, gute Nacht, Ihr Herren,“ so rief er noch aus dem Wagen heraus, „laßt Euch die weite Fahrt gut bekommen und kommt gut davon heim. Auf Wiedersehen, wenn wir 1900 schreiben!“

Ein altes Wort.

Was nicht rastet, was nicht ruht,
Bleibt auf die Länge nicht gut.



Wie die Köchlwirtin Besuch bekommt und was weiter passiert.

„Nai, Lisi,“ sagte die „Köchlwirtin“ zu ihrer Freundin, der Thomasbäuerin, „nai, jeh glaub i keim Mensch meh. Wemme meint, es sei ei's no brav, so isch's ercht e rechte Satan. Wie ich ag'loge, ag'schmiert und ag'schwindlet wore bin, — nai, es isch nit zuem sage! Chummt do vor me Viertelsohr e Fräulein in d' Wirtschaft, e Gsichtli hett's g'ha, wie en Engel, und die blaue Auge henn so lieb und treu dri g'luegt — nai, i sag, d' Muetergottis selber cha's nit besser. Es isch mer ganz warm ums Herz wore, und mit z'sämme g'laite Hände bin i uss zue und ha g'frot: Was wär Jhne g'fällig, Fräulein?“

„Könnte man ein Viertel Rotwein bekommen?“ hett si g'sait, mit ere Stimm, — i ha g'meint, i hör en Engel singe.

„Jo frili, Fräulein,“ sag i und hol e Viertel vom Beste, wo mer im Cheller henn. Wo-n i's bring, siht des Fräulein scho am Tisch und so nett, i ha's fast nit traue-n aluege, so vornehm hett's usg'seh. Jeh, wo's d'r Huet und d' Lunif, wie sie dene Mänteli in d'r Stadt sage, abg'lait g'ha hett, isch's in sin wißsidige Bläski und sine goldglänzige, blonde Hoor dog'sesse wie e wohrhaftige Engel. I ha's gar nit gnuog chönne b'schawe, so hett's mer g'falle. I sitz also zuenem und frog no'm Woher und Wohi? Es sait, es sei sechs Woche z' Friburg im Mueterhus chranf g'lege. Jeh sei's sowit wieder herg'stellt, müest' aber no e paar Woche uss Land zue Erholung. Es sei drum in unser schön Thal kumme, goh e passend Loschament z' sueche. Es sei junst e Ritterguetsb'siters Tochter us Westphale, sei aber zwei Johr mit d'r Herzogi vo Rattibor als G'sellschasteri in Italie, Agypte, Jerusalem und Bettlehäm g'reist, und was es do alles g'feh' und erlebt heig, des sei gar nit z' erfage. Aber das sei g'wis, aß es für jede Mensch g'fund wär, wenn er emol nach Jerusalem und Bettlehäm chöm. Denn do werd' me vo d'r Gnad Gottes ersaft — me glaub nit, wie schnell und wie plöblig das chöm. Und wemme-n in d'r Heilig-Grabchirch stüend, gieng ei'm e heilige Schuder dur alli Oderli; und alli Hoor, vom Chopf bis zur Zehe, stüenden ei'm z' Berg vor luter heiliger Ehrfurcht. Und am Olberg, wo ußer Heiland g'litten und g'runge hett, wo d'r heilige Petrus im Chnecht Malchus 's Ohr abg'haue hett, und wo's goldglänzig' Öl us de Bäume lauft, aß es d' Lüt numme chönne goh hole mit em Züber, wie mir do 's Wasser am Brunne, — am Olberg,



„Ja, Köchlwirtin,“ hett's no g'sait, „ich war früher ein etwas leichtes Ding.“

zue dem Fräulein: „Fräulein,“ ha-n i glait, „wenn Sie e Loschament sueche, es soll mer en Ehr si, wenn Sie bi mir blibe thäte. I ha dobe-n im zweete Stock e Stübli, me cha's nett irichte. Aber mit d'r Chofsch weiß i halt nit, ob i's verrote thät. Ufereis si die Herrechoscht halt nit so biwanderet. E Stübli Chalbfleisch chönnt jo d'r Milchbueb als us d'r Stadt bringe, aber was derzue?“

„Ach,“ hett's Fräuli g'sait, „ach, Köchlwirtin, machen Sie doch keine Umstände. Wer in Bettlehäm war, der nimmt mit wenigem vorlieb. Wenn Sie nur, wie es der Arzt mir verordnet hat, guten, rotgepickten Speck, gute Milch, Eier, Rotwein und hie und da etwas Kalbsbraten mit Salat geben können, dann bin ich's zufrieden und werde Sie mit vier Mark pro Tag entschädigen.“

Vier Mark im Tag — und d'r Sege, wo i vo dem Fräulein no ha, gar nit g'rechnet — ha-n i denkt, do cha me scho öbbis thue derfür. I schid also d'r Herrmann, d'r Chnecht, ins Städtli zue d'r Tochter, aß er mir die nötige Möbel holt. We cha doch e so ne vornehm Fräulein, ha-n i denkt, nit uf

hett's glait, sei's au g'fi und uf dem nämliche Platz, wo der heilige Stephanus g'schteinigt worde sei, do heb's drei Roschranz, d'r Englisch Grueß und fünf Vater-unser für die arme Seele bettet. Es werd' ein dört au gar sölli ums Bette; denn die Stell, wo d'r heilige Stephanus d'r Himmel offe g'feh heb, sei jeh no dütlig sichtbar, — es sei e rote Pläs zmitts im blaue Firmament z'ruckbliebe bis uf die hüttige Ritz. — Und in Bettlehäm heb's dörfen us dem Schüffel trinke, wo d'r Heiland als si Kaffi drus trunte heb. Das sei en Ehr, sie werd nit jedem Pilger z'teil. Aber wil es bi d'r Herzogi vo Rattibor g'fi sei, sei's gange; denn das sei gar e hocht Frau, in chöm z'nächst hinter unserem Chaiser. „Ja, Köchlwirtin,“ hett's no g'sait, „ich war früher ein etwas leichtes Ding. Aber seit ich auf den heiligen Stätten war, wo unser Heiland gelitten und gestritten, gelehrt und gepredigt hat, seither ist ein Wandel mit mir vorgegangen, der meine ewige Seligkeit im Gofolge haben muß; ich spür's, ich fühl's, denn ich

könnte Tag und Nacht nur beten!“ Ja, so hett des Fräuli no g'sait. Es hett's chönne-n uslege, d'r Pfarrer cha's no lang nit jo.

E Fräulein im Hut, schön wie en Engel, gibbet wie e Professor, fromm wie e Chloschterfrau und in de heilige Länder biwanderet. — Lisi, de chasch denk, wie's mir wore-n isch! I ha's für e Gnad Gottes ag'seh, aß des bi mir ig'chehrt isch; denn d'r Sege, ha-n i denkt, cha dir jo nit usblibe. Drum lag i also

zue dem Fräulein: „Fräulein,“ ha-n i glait, „wenn Sie e Loschament sueche, es soll mer en Ehr si, wenn Sie bi mir blibe thäte. I ha dobe-n im zweete Stock e Stübli, me cha's nett irichte. Aber mit d'r Chofsch weiß i halt nit, ob i's verrote thät. Ufereis si die Herrechoscht halt nit so biwanderet. E Stübli Chalbfleisch chönnt jo d'r Milchbueb als us d'r Stadt bringe, aber was derzue?“

„Ach,“ hett's Fräuli g'sait, „ach, Köchlwirtin, machen Sie doch keine Umstände. Wer in Bettlehäm war, der nimmt mit wenigem vorlieb. Wenn Sie nur, wie es der Arzt mir verordnet hat, guten, rotgepickten Speck, gute Milch, Eier, Rotwein und hie und da etwas Kalbsbraten mit Salat geben können, dann bin ich's zufrieden und werde Sie mit vier Mark pro Tag entschädigen.“

Vier Mark im Tag — und d'r Sege, wo i vo dem Fräulein no ha, gar nit g'rechnet — ha-n i denkt, do cha me scho öbbis thue derfür. I schid also d'r Herrmann, d'r Chnecht, ins Städtli zue d'r Tochter, aß er mir die nötige Möbel holt. We cha doch e so ne vornehm Fräulein, ha-n i denkt, nit uf

d' Strau- und Spreuerfack lege, wie uns. — Und wo d'r Hermann die Sache: zwei Matrake, e rote Teppig und e Teppig vors Bett, e Nachttischli und e chlai Komöbli (mi Tochter hett ihr Best's rus-g'schickt), brocht hett, ha-n i 's Stübli igrichtet, — 's isch gsi wie in ere Kapelle.

Acht Woche simmer eso binenander gsi, des Fräulein und ich. Es hett flüsig bettet, ich tapfer g'schafft und mi Choscht, d' Eier, d' Milch, d'r Speck, d'r Brotis und d'r rot Wi henn em guet g'schmeckt und es hett mengmol g'sait: „Röschlwinrin, ich meine bald, Sie seien meine Mutter, so gut sind Sie mit mir und so gut erraten Sie meinen Geschmack.“

So hett's g'sait und ich ha's efange wie mi eigeni Tochter ag'luegt; nai, i ha's no lieber g'ha. Do chummt am e Morge, — i häit ehnder an's Himmels Isfall denkt — d'r Schandarm und frogt no dem Fräulein. „'s isch duß im Garte, Herr Stationskummibant,“ sag i, „göhn Sie nur emol zuenem, ha-n i mit müeterlichem Stolz g'sait, „e sone nett, brav und fromm Ghind henn Sie no kei's g'seh'. Des bruucht d'r Schandarm nit z'föchte, vor dem falle no d' Engel uf d' Ohnie.“

D'r Schandarm goht use zuem Fräulein in Garte, schwächt e Nung mittem, bringt's ine und sait, er müeß' es mitneh; denn es sei usg'schriebe wege Bitrug und Zechprellerei.

„Was fällt Ihne-n i, Herr Stationskummibant?“ sag i, „do sinn Sie jeh im Irrtum; des cha nit si, daß des Fräulein usg'schriebe isch. Löhn Sie's uf d'r Stell goh, oder i gang uss Amt und verchlag Sie, aß Sie's wisse!“

„Nein, liebe Mutter,“ hett's Fräulein g'sait, „nein, verklagen Sie den Herrn nicht. Auch der Heiland hat unschuldig gelitten. Ich gehe mit dem Herrn. Der liebe Gott wird meine Unschuld an den Tag bringen, dann komme ich wieder zu Ihnen. Adieu, liebe Mutter!“

D'r Schandarm hett's richti mitg'no und mir — mir isch 's Wasser über d' Bäck-n abg'losse vor Bidurnis und Bitrüebnis. Aber i ha ei Trost g'ha: „'s Fräuli isch unschuldig und chummt bald wieder,“ ha-n i denkt.

Vierzeh' Tag ha-n i plangt und uf mi Fräuli g'wartet und Angst g'ha um's und in de stille Nächte ha-n i zuem heilige Antonius und zue de vierzeh' Nothelfer bettet, aß si mim Fräulein helfe solle, do chummt emol d'r Briesbott und bringt mer e Borladig uss Amt. Wo-n i ni chumm zuem Amtmann, frogt er mi über des Fräulein alles us und sait mer z'legt: „Sie sind da einer gefährlichen Schwindlerin in die Hände geraten, gute Frau. Ja, Ihr angebetetes Fräulein ist nämlich nichts anderes! Sie wird wegen Betrugs und Zechprellerei von verschiedenen Behörden verfolgt. Sie dauern mich, aber das darf mich nicht abhalten, Sie in eine Strafe von 6 Mark dafür zu verfallen, daß Sie das Fräulein in Ihrem Nachtbuch nicht eingetragen haben. Hätten Sie dies gethan, dann wären Sie auch nicht um Ihr achtwöchiges Kostgeld bei dieser Dame

gekommen. Denn der Gendarm, der in dieser Zeit dreimal Einsicht von Ihrem Nachtbuche nahm, hätte dann das Fräulein schon gefunden, und die Behörden hätten nicht so lange erfolglos nach ihr zu fahnden brauchen.“

So, Lisi, hett d'r Amtmann g'sait und aß i jo us allem Zwifel cho bi, ha-n i später no als Züge müesse vor G'richt, und was i do vom Fräulein g'hört ha — nai, Lisi, me sott nit denke, aß es so schlechti Lüt gab.

's Fräulein hett zwei und e halb Johr kriegt. Aber was ha ich g'hal! Wenn i mini Uslage rechne — vo d'r Müeß will i no nüt sage — so länge 200 Mark nit! Und die Schand und de Spott, wo ich ha erläbe müesse — nai, für 2000 Mark ließ i en mir nit athue. 's isch jeh g'seh. Aber sell weiß i au: wenn ein im sidige Hämm und mit goldige Flügel vor mine Auge direkt ussem Himmel falle thät und thät sage zue mer, er sei d'r Erzengel Gabriel — i thät's nit glaube. Ich glaub nit meh, als daß i des Mol e dummi Gans gsi bi. Was meintsch du, Lisi?“

„Ich mein's au!“ sagte diese.

Der kluge Chemann.



es Ratschreibers „Liseli“ war ein Mädchen zum Anbeissen; es hatte schöne, glänzend schwarze Haare, angenehme Gesichtszüge, feine Manieren, es war dabei schlank von Gestalt und

fleißig und brav obenein. Ja, das mußten ihm die bösesten Zungen lassen. Sogar die „Eiergret“, die doch sonst an keinem Menschen ein gutes Haar ließ, gab dem Liseli in Bezug auf Tüchtigkeit und Proprietät das beste Zeugnis. Aber etwas hatte das Liseli doch, was einen Menschenkenner von einem gar zu heftigen Anbiß zurückgehalten hätte, und dieses Etwas war der kleine Anflug eines Schnurrbärtchens. Freilich saß dasselbe vorerst noch sehr bescheiden auf der Oberlippe: aber — es war eben doch da! Nun war außer dem Schnurrbärtchen auch der Flori da, und dies war einer, der dem Liseli gar

eifrig den Hof machte. Ein Menschenkenner war er nicht, — nein, er war nur ein verliebter Bursche, und da die Liebe bekanntlich blind ist, so sah der Flori das Schnurrbärtchen richtig nicht, um so weniger als Liseli in Floris Gegenwart ernstlich bemüht war, seine Fühler einzuziehen, just wie die Schnecke, wenn sie Gefahr wittert.

Drum war das Liseli dem Flori — wie's gemeinlich in der Zeit ist — sein „Ein und sein Alles“, sein „Lieben und sein Leben“, sein „Glück und seine Seligkeit“; drum führte er's auch aufs Standesamt, sowie weiter an die Stufen des Altars und schließlich heim in sein warmes, gutgebautes Nestle. Und zu bereuen hatte Flori diesen Schritt nie; nein, das will der Hinkende beileibe nicht gesagt haben! — Denn das junge Weibli hielt musterhafte Ordnung, war fleißig und brav, was in unserer Zeit, wo die guten Hausfrauen so rar sind, viel heißen will. Das Liseli war eben eine kernhafte, echte, deutsche Frau, dem Flori nicht nur eine Gefährtin, nicht nur eine Gespielin, sondern auch die Teilnehmerin seiner Leiden und Freuden, seiner Mühen und Arbeiten; kurz, sie war der edle Schmuck seines Hauses und die treue Hüterin seines Herdes.

Aber — wo Licht ist, da ist auch Schatten. Liselis Schnurrbärtli fing schon gleich im Anfang der Ehe an, bedenklich zu wachsen, und der Flori hatte oft einen heftigen Zweikampf mit ihr um die Frage: wer die Hosen anhaben sollte; er oder sie? Und da Liseli immer energisch die Offensive ergriff und Flori ein schlechter Parierer war, hatte er nach derartigen Austritten stets eine schwere Niederlage zu verzeichnen.

Das wurmte den Flori; denn erstens war er ein friedfertiger Charakter, zweitens aber hatte er sein sonst so tüchtiges Liseli doch von Herzen lieb. Um nun weitere Zweikämpfe zu vermeiden, versiel er auf einen Gedanken, den er alsbald auch ins Praktische übersehte. Er hatte nämlich längst bemerkt, daß es seiner Frau weniger um die Sache selbst zu thun war, als darum, daß sie recht behielt. Hatte er sich nun etwas im Stillen vorgenommen, dann gab er immer das direkte Gegenteil davon kund, und da Liseli einmal protestieren mußte, so kam er allezeit zu seinem eigentlichen Ziele.

Zum Beispiel: Es war Sonntags und er wäre gern in die Wirtschaft gegangen, wie stellte er das an? Dann sagte er: „Liebs Liseli, hütt bliß i wäger deheim; es isch mer gar nit ums Furtgoh!“

„Was?“ sagte dann das Liseli, „witt au e sone Stubehofer werde, wie der Bollersfried, wo 's ganz Johr nit zum Loch us chunnt. Nai, e sone Schloshube will i keini. De gohsich und trinkich die Sunntigschoppe wie anderi Männer au. Dermit hett 's es, kei Wort meh!“

Wollte Flori neue Hosen, neue Stiefel oder sonst so was haben, dann sagte er so nebenbei: „Dies Johr chönne mer öbbis spare, mer bruuche der Schnider nit, denn mini Gheider sinn noch ziemli guet. Es laufe viel umenander, sie henn keini e so.“

Jetzt ging es aber los: „Jo, e so Lohi, e so miß-

rablegi, wo 'Liederig sinn, aß sie e paar Hose-n wie Büdle bringe, laufe gnueg ume. Ich aber will kei Lohi, i will e Ma' ha, wo als Ma' ustritt, als Ma' sufer isch und als Ma' dostoht. Ich bi d' Frau und ich ha für des z' forge, nit du, aß des weisich. Ich mueß mi schamma, wenn de dreckig umme lauffich. Am Mentig chunnt der Schnider und mißt der e Muntur a. Dermit basta! Kei Wort meh!“

Ging er mit ihr über Feld und kehrten sie im Schale oder Köfli ein, dann sagte der schlaue Flori beim ersten Fläschli: „Frau, i mein, mer breche wieder uf; 's isch g'nueg für hütt!“

„So, 's isch g'nueg für hütt!“ fing da gleich 's Liseli an, „gell, wil ich bi der bi? Wenn d' allei wärsich, thar's d'r nit so pressiere, do thätich näm, zehni juße. Aber nai, Flori, jez bin i au do und jez will i au e meng Pläsier. Ich ha mi die ganzi Woche verschinde und ha kei Freud, und zuedem, d' Bettelüt trinle-n e Vierteli und göhn wieder; aber rechti Lüt löhn öbbis druf goh. Wer in der Freudi nit si Stand bihaupte cha und will, soll deheim bliße. „Wirti,“ ruft 's Liseli energisch, „Wirti, bringe no e Liter vom Weste und öbbis rechti z' esse! Ob der Flori will oder nit, i ha's b'stellt, es blißt d'rbi und kei Wort meh!“ Und der Flori jagte kein Wort meh, aber desto besser sprach er dem Wein und dem Essen zu und freute sich heimlich.

So kamen Flori und sein Liseli ganz gut aus. Er ließ ihr Recht und bekam doch seinen Willen, — freilich durch eine Hinterlist. Aber dies erlaubte er sich aus Liebe zum Frieden, aus Liebe zu seiner Frau, und um dieser beiden — so meinte er — dürfte man sich auch ein wenig verstellen. Helfen that's ja, und das war die Hauptsache.

Eine Reise nach Berlin.

Der alte Christian Wohlgemuth hatte es gut auf seine alten Tage. Nach all der vielen Mühe und Plage sah er nun mit seiner Frau in aller Stille hinten im Auszüglerhäuschen, derweilen vorn das Wohnhaus mitsamt dem Acker und der Wiege, wie auch dem Büschlein Wald verpachtet war. Es waren freilich nur etwas über hundert Thaler, die es dafür gab; aber der Pächter war ein fleißiger, solider Mann, der genau auf den Tag den festgesetzten Zins bar auf den Tisch zahlte. Außerdem aber zog unser Christian Wohlgemuth ja auch noch Pension, eine richtige Staatspension aus königlicher Kasse, wenn er auch sein Lebtag nur Bauer gewesen war. Diese Pension aber war ihm zuteil geworden, weil er anno 1870 vor Orleans durch einen Schuß aus solch einer vermaledeiten Kugelspritze schwer verwundet worden war, so daß sein linker Arm nur gerade noch zum Pfeifenstopfen nutz war. Hinter dem Pfluge herzugehen, daran hatte ihn die Verwundung nicht gehindert, und wo einmal wirklich zwei Arme nötig gewesen, da war seine Geliebste zugesprungen und hatte ihm den linken Arm ersetzt.

So war es die Jahre über gegangen, bis es eben nicht mehr ging, — bis das Alter kam. Da hatten sie sich zur Ruhe gesetzt — Kinder hatten sie keine. So saßen sie nun auch schon etliche Jahre auf ihrem Altenteil; ihr liebstes Plätzchen war die Bank, die an der Sommerseite des kleinen Hauses nach hinten hinaus stand, wo man weit hinaus auf alle Felder und Wälder schauen konnte.

Sie waren voller Eintracht; was sie wollte, dem stimmte auch er zu, und wenn er einen Wunsch oder einen Gedanken äußerte, dann war auch sie nicht dagegen. Nur einen Punkt gab es, in dem sie nicht einig waren, und das war leider ein Hauptpunkt für den Alten, während die Frau dies für eine Nebensache hielt, ja, mitunter, wenn er ihr gar zu sehr zugeseht hatte, dann wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie beinahe in bösem Tone sagte: „Ach, geh; das ist der pure Unsinn!“

Dann aber ward er zumeist still und ließ die Sache fallen. Als sie aber wieder einmal durchaus nicht auf seine Pläne eingehen wollte, that er nicht so. Er stopfte sich die Pfeife, die ihm in der vorhergehenden Rede ganz ausgegangen war, wieder bis obenhin voll und sagte in entschiedenem Tone: „Na, da bleib du daheim, ich aber fahre.“

„Wo willst du denn das Geld dazu hernehmen?“ fragte sie da wider.

Er lächelte erst pfiffig vor sich hin, dann aber erwiderte er in ernsthaftem Tone: „Na, ich mein' doch, die Fahrt ist frei. Es hat doch im Amtsblatt gestanden.“

„Das war damals, als es gerade fünfundzwanzig Jahre her war, daß der Krieg war,“ so gab sie zurück; „da hättest du frei fahren können; aber das gilt jetzt nicht mehr.“

„Ah, das wäre! Es war doch nicht meine Schuld, daß ich damals nicht fahren konnte! Du weißt doch, daß ich so schwer darniederlag, und von nichts anderem als immer noch von den vielen Kugeln, die mir damals in die linke Seite gefahren sind. Es war' doch zu arg, daß ich nun deswegen keine freie

Fahrt mehr haben sollte. Nein, so ungerecht ist der Kaiser nicht.“

„Kannst es ja 'mal probieren,“ sagte die Frau, „ob sie dir die freie Fahrt jetzt noch geben.“ Im stillen dachte sie: es wird ja doch nichts daraus. Der Alte aber sagte die Sache ernsthaft auf, und als er sich das nächste Mal in der Kreisstadt seine Pension auszahlen ließ, fragte er den Kassierer so nebenher, wie es wohl stünde, ob er jetzt wohl noch Anspruch hätte auf die freie Fahrt nach Berlin; dazumal wär' er doch schwer krank gewesen und hätte nicht reisen können. Der Kassierer lachte ihm ins Gesicht; aber zum Glücke kam gerade der Landrat selber dazu, und als er das eiserne Kreuz auf der Brust des Alten sah, fragte er, worum es sich handle? Voll Teilnahme hörte er den Alten an und sagte ihm zu, daß er einmal sehen wolle, was sich darin machen ließe.

Unser Christian Wohlge-muth rannte seelenvergnügt heim, um nur dort so schnell wie möglich die gute Nachricht anzubringen; aber unterwegs kam ihm noch ein besserer Gedanke: er beschloß, seiner Frau gar nichts davon zu sagen. Was würde sie für Augen machen, wenn dann wirklich die Erlaubnis zu der freien Fahrt käme?!

„Wenn die Erlaubnis aber nicht kommt,“ so sagte er bei sich, „na, dann giebt's noch andere Mittel,“ und dabei überzählte er sich in Gedanken das Geld, das er in einzelnen Mark- und Groschenstücken seit Jahren heimlich zusammen-gespart hatte.

Er sagte daheim also nicht das Ge-ringste von der wich-

tigen Unterredung mit dem Landrate — bis auf einmal, nach vielleicht vierzehn Tagen, der Briefträger ein großes dickes Schreiben bei ihm abgab, für das er 10 Pfennige zu zahlen hatte. „Vom Landrats-amte,“ meinte der Briefträger.

„Was wollen denn die?“ fragte die Frau abnungslos. „Mach auf und guck hinein,“ erwiderte der Alte; das Herz klopfte ihm ärger, als es ihm vor Orleans geklopft hatte. Die Frau holte die Brille herzu, putzte dieselbe fein säuberlich, setzte sich in den Stuhl und las und las und wollte es nicht glauben! Richtig, da stand es: Auf das mündliche Gesuch vom so und so vielten war dem Veteranen



Ihr liebtes Plätzchen war die Bank, die an der Sommerseite des kleinen Hauses noch hinten hinaus stand.

Christian Wohlgenuth in Berücksichtigung der obwaltenden Umstände ausnahmsweise noch nachträglich freie Fahrt in der 3. Klasse bis Berlin und zurück zugebilligt worden!

Keine acht Tage darauf sehen wir das Paar richtig nach Berlin abreisen. Das ganze Dorf weiß davon, und alles schaut ihnen über die Gartenzäune nach, als die beiden sich auf den Bahnhof begeben. Ja, beide! Denn die Frau fuhr mit. Das Geld, das er sich heimlich für die Fahrt erspart hatte, war nun dazu da, um ihr ein Billet zu kaufen; er aber fuhr ja auf des Kaisers Kosten!

Wie schaute alles, als der lange, schlanke, trotz seiner 65 Jahre kaum gebeugte Mann auf dem Bahnhofe ankam! Drei Kriegsmedaillen und das eiserne Kreuz glänzten auf seiner Brust. Als er einstieg, rüdten rechts und links die Reisenden respektvoll zusammen; jeder wollte helfen, den Koffer und den Korb unterzubringen, die sie bei sich hatten.

„Wohin geht die Reise, Alter?“ so fragte aus der Nachbarabteilung ein junger Bursche mit einem bunten Mäpfelein auf dem Kopfe. „Wollt wohl mal dem Kaiser Euren Besuch machen?“

„Ja, wir fahren nach Berlin,“ antwortete die Frau für ihn; er aber nickte und war schon ganz beglückt.

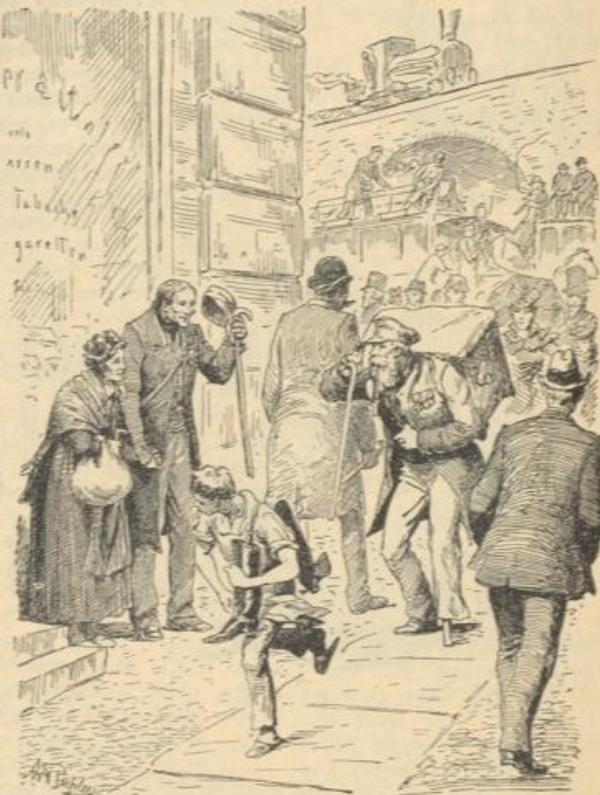
Lang ist solch eine Fahrt bis in die Reichshauptstadt; immer neue Menschen steigen ein; andere, mit denen man vertraut wie mit alten Bekannten sich stundenlang unterhalten hat, steigen aus, und man sieht sie niemals wieder im Leben. Zulezt wird es immer voller im Wagen; immer mehr Menschen kommen herzu, die auch noch in die Hauptstadt wollen, bis sie zulezt eng aneinander gedrängt sitzen. Ja, etliche stehen gar aufrecht im Wagen, um nur ja noch mitzukommen, denn die große mächtige Stadt winkt und zieht mit aller Macht, als ob sie eitel Glück und Gold im Schoße trüge. —

Schon fährt der Zug zwischen himmelhohen Häusern daher; ab und zu raffelt er über eine Straßen-

brücke, und man sieht dann unten die Leute daher rennen, — bis es endlich einen gewaltigen Knack giebt und der Zug im Bahnhofs unter einem riesengroßen Glasdache steht. Alles aussteigen! Angstlich klettern unsere biedern Alten in das Menschenmeer hinunter, das vor ihnen wogt und brandet, und mit aller Mühe finden sie sich aus dem Glashaufe auf die Straße hinaus, wo ihnen ein Dienstmann ohne weiteres, und als ob er dazu bestellt gewesen wäre, ihr Gepäck abnimmt, um sie nach einem Gasthofs zu bringen, der dicht in der Nähe ist. Da sitzen sie nun hoch oben im vierten Stockwerke, wo sie der Kellner hingeleitet hat. Sie trauen sich zunächst nicht auf die Straße, aber endlich, nachdem sie sich gewaschen und gegenzeitig sauber abgebürstet haben, begeben sie sich hinab.

„Vor allem müssen wir nach den Linden,“ so meinte der Alte, „hier heraus muß der Weg gehen;“ denn wenn es freilich auch schon bald an die dreißig Jahre her ist, daß er damals mit eingezogen als sapperreicher Krieger, so weiß er sich doch so ungefähr noch zuzufinden.

Sie aber staunt nur und staunt! Was man da alles sieht und hört, — nein, so etwas kann man sich ja gar nicht vorstellen! Menschen, die auf Rüdern daherfahren! Wogen, die nur so daher schnellen und doch keine Pserde vorgespannt haben! Eisenbahnen, die hoch über die Häuser wegstiegen! Und dabei ein Menschengedränge auf den Straßen, wie's dahinter nicht in der Kreisstadt ist — selbst am Markttage nicht! Trotz all dem Gedränge aber merkte sie es, daß sie auffallen. Die Menschen schauen sie an; sie ab und zu bleibt einer stehen und schaut sich noch besonders nach ihnen um. Ein paar Offiziere in glänzender Uniform, die an ihnen vorbei flanieren, halten plötzlich in ihrem leichten Geplauder inne und sehen sich den Alten an. In diesem aber erwacht der alte Soldat, er macht Honneur, und die Offiziere legen insgesamt die Hand an den Helm und schauen den Alten an und streifen mit einem freund-



„Fremd hier in Berlin, Herr Kamerad?“ so fragt er gutmüthig.

sehen Blick
Erst nicht
Nach ein
wieder. Er
die Hand an
stehend b
er gutmüthig
kumpelt er m
weiter bei
sich es hier
ihnen sind.
Doch kann
nicht da.
als Kaiser
der alte Kaiser
weiter dort
hat er gekam
kammerherren
Die Alte
jahren in de
ber alten Ze
der jüne Ze
Doch aber
sich Schloß
Doch nicht
Als sie a
war an Em
Schulter. E
ist, noch e
und jümi
srau meint
und ist ganz
sich sich
die im selb
Kneipen t
Sie zie
den der S
viele We
Hier stiel
aber eine
bleibt ge
der Stiel
etwas eff
verlassen
zu. Müß
Straße h
rufen mit
um — e
zu ein Re
das ist de
tritt ruhig
ihm zur
wie er nat
den Kaiser
der die Kar
der Kaiser
zu dem Al
sichem glän
Der Kai
vanzertig

lichen Blicke, auch die Ehrenzeichen, die er auf der Brust trägt.

Auch ein Leiermann kommt unter all den vielen vorüber. Er sieht die beiden lächelnd an und legt die Hand an seine alte, verschliffene Soldatenmütze.

„Fremd hier in Berlin, Herr Kamerad?“ so fragt er gutmütig, und ohne die Antwort abzuwarten, humpelt er weiter und verschwindet im Straßengewühle.

Unsere beiden Alten sind ganz beglückt davon, wie schön es hier ist und wie freundlich alle Menschen zu ihnen sind.

„Jetzt kommen wir ins Schloß,“ sagt der Mann; „siehst du, da ist es; es ist aber das alte, wo der alte Kaiser Wilhelm gewohnt hat. Schau, da hat der alte Kaiser die Parade abgenommen, und an dem Fenster dort oben, dem Eckfenster im ersten Stock, hat er gestanden, wie wir Verwundeten an ihm vorbeimarschirt sind.“

Die Alte faltet die Hände und bleibt ganz versunken in dem Anblick stehen, und auch er denkt der alten Zeit und denkt an den Kaiser Weißbart, der seine Heere so oft zum Siege geführt hat.

„Jetzt aber gehen wir an das richtige und eigentliche Schloß, wo der junge Kaiser Wilhelm wohnt. Dort siehst du es schon.“

Als sie an der Hauptwache vorbeikommen, steht vorn am Gitter ein Soldat, das Gewehr auf der Schulter. Plötzlich, gerade als das Paar vor ihm ist, macht er auf dem Absatze Kehrt, rennt zurück und schreit dabei wie besessen: „R-raus!“ Die Frau meint gar, das wär nur wegen ihres Alten, und ist ganz ängstlich und erschreckt; der Alte aber kehrt sich rasch um und weist auf eine Kutsche hin, die im selben Augenblick vorbeijagt und in der ein Häuflein blühender Kinder sitzt.

Sie ziehen weiter und kommen an den Palast, den der Kaiser jetzt bewohnt. Vor der Pforte stehen viele Menschen. „Gleich reitet er aus,“ so heißt es. Hier stellen sie sich auf und warten und warten; aber eine Stunde vergeht und noch eine; die Pforte bleibt geschlossen. Der Alte will trotzdem nicht von der Stelle, aber sie meint, sie müsse jetzt unbedingt etwas essen, sonst bekäm sie den Magenkrampf. So verlassen sie den Platz und gehen wieder den Linden zu. Plötzlich, als sie gerade mitten über die glatte, breite Straße hinüber schreiten, hören sie hinter sich etwas rufen und immer wieder rufen. Sie wenden sich um — ei, du meine Güte! kommt da direkt auf sie zu ein Reiter langsam daher getrabt. Weiß Gott, das ist der Kaiser in eigener Person. Der Alte tritt rasch zurück, während die Frau sich ängstlich ihm zur Seite hält; er reckt und streckt sich, als wär er noch Flügelmann im ersten Gliede, und schaut den Kaiser mit weiten Augen an, gerade als sollte der die Parade über ihn abnehmen. Lächelnd schaut der Kaiser vom Pferde herunter; er neigt sich leicht zu dem Alten hinab und legt grüßend die Hand an seinen glänzenden Stahlhelm. —

Der Kaiser war wohl schon unten am Brandenburgerthor angelangt, die beiden standen noch immer

auf dem selben Flecke, starr vor Staunen und vor Freude, daß sie den Kaiser so gut und so nahe gesehen hatten.

„Du, er hat dich genau angeschaut,“ so sagte die Alte, „ganz genau angeschaut, was ich dir sag! Und mit einem Aug' hat er dir auf die Medaillen geguckt. Ganz genau hab' ich das gesehen.“

„Ja, mir war's auch so,“ meinte der Alte, noch ganz in Gedanken versunken. „So'n Kaiser hat ein scharfes Auge; der alte hatte es, ein Auge wie ein Adler; und von dem hat's der Enkel scheint's geerbt.“

Sonderbar war nun, daß den beiden jetzt, nachdem sie so Großartiges erlebt hatten, in Berlin nichts mehr gefallen wollte. Was es sonst noch zu sehen gab, darnach fragten sie gar nicht. Keine zwei Tage waren vergangen, und es erfaßte sie das Heimweh; im Umsehen waren sie wieder daheim.

Die Leute im Dorfe meinten, es könnte ihnen doch unmöglich in der Hauptstadt gefallen haben, weil sie so bald wieder heimkämen; aber sie lachten beide und sagten, es wär wunderschön gewesen, noch viel schöner, als sie sich's gedacht. Wenn die Leute sie aber fragten: „Na, was habt Ihr denn alles erlebt? Was giebt's zu sehen in Berlin?“ — da mußte keines von ihnen so recht Bescheid zu geben.

Der Alte aber ging gleich, nachdem sie wieder daheim waren, in den Wald hinaus und holte ein frisches Reis vom Eichenbaume. Damit umkränzte



er den alten Landwehrhelm, den er, als Erinnerung an die große Zeit, auf der Kommode stehen hatte. Als er dann davor stand und sich alles noch einmal zurüdkrief, was er in der Hauptstadt gesehen und erlebt, da schlug ihm das Herz vor Lust und Freude.

Nur eines bekümmerte ihn; in einer Hinsicht war er doch nicht ganz zufrieden mit sich.

„Du hättest eigentlich,“ so sagte er immer wieder bei sich, „Hurra schreien sollen, als der Kaiser so freundlich guckte. Das war nicht recht, und am Ende hat dir's der Kaiser noch übel genommen.“

Als er aber die Frau fragte, was sie dazu meine, erwiderte diese: „Man wird doch den Kaiser nicht so anschreien! Er könnte ja erschrecken. Nein, er war auch so froh! Ich hab's gut gesehen: er hat gelacht über beide Backen.“



Von der Nemesis.



Die alten Griechen und Römer hatten viele Götter und Göttinnen, für jede Branche — wie ein Kaufmann sich ausdrücken würde — etwas. Unter andern verehrten sie auch eine Göttin der Wieder-
vergeltung und nannten sie Nemesis.

Man merkt: Schon diese Heiden spürten, daß das Gute und Böse seinen Lohn finden werde und müsse.

Dieses erfuhr auch der Silberschneider. Der war ein steinreicher Mann. Er hatte Haus und Hof, Matten und Äcker, glatte Kinder, glatte Kappen, Frau und Kinder und Geld in Menge auf Zins liegen. Herzliebchen, was willst du noch mehr?

Aber trotz alledem war der Mann nicht glücklich. Neid und Habgucht vergällten ihm das Leben. Er vergönnte den Armen das Ärseli Holz, das sie im Walde auflesen, die paar Kornähren, die sie auf seinen sauber abgerechten Äckern noch fanden; er vergönnte dem Bettler das Brot, dem Mädchen den schönen Rock, dem Burschen den Frohsinn, dem Kind die Unschuld, den Dienstboten den Lohn, seiner Frau den Kaffee, seinen Kindern die Milch, kurzum, er vergönnte allen alles; er war ein wüster, roher, giftiger Mensch, bissig wie der Hamster im Bau.

Dieser Giftpilz hatte auch eine Ziegelhütte, in welcher er im Sommer 8—10 Personen beschäftigte. Im Winter, wenn dieses Geschäft, mit Ausnahme des Kalk- und Backsteinbrennens, nicht betrieben werden kann, mußten natürlich die meisten entlassen werden. Aber wenn es einem rechten Herrn und Meister bange wird, daß er im Winter seine Leute entlassen muß, — dieser Schurke freute sich noch darüber.

„So, ihr Chaibe,“ sagte er, „jetz brauch ich och nimmi, jetz chönnener goh, jetz chönnener zutig werde oder ver . . . , wägemine, es isch mer eithue, es git wieder ander.“

Von diesen armen, im kalten Winter brotlosen Menschen schliefen den Winter über viele an den Ziegelöfen herum, um, wenn nicht gar weich, so doch wenigstens warm liegen zu können. Sie gingen dabei von einer Hütte zur andern, wo eben gerade ein Brand angestekt wurde.

Einmal hatten es — obwohl sie wußten, daß es nicht ganz ratsam sei — auch einige gewagt, sich an dem Ofen des Silberschneiders zu wärmen. Als sie der aber gewahr wurde, holte er ein massives „Wogschüttli“ und schlug auf die armen Burschen ein, als wären es Kapenrolli und keine Menschen. Natürlich flüchteten sie alle, bis auf einen, der konnte nicht

mehr. Der neunzehnjährige, gutmütige, aber etwas beschränkte Walterfrieberle lag regungslos auf dem Boden — von dem Unmenschen richtig totgeschlagen.

Das ging dem Silberschneider jetzt doch gegen den Strich. Um jeden Verdacht von sich abzulenken, wirft er den Walterfrieberle einfach hinauf auf den im Vollfeuer brennlichen Ofen. Die Flammen züngeln zwischen Ziegelstücken und Lehm hindurch, fassen des Frieberles Kleider, dann ihn selbst, so daß er am andern Morgen bis auf kleine Reste verkohlt und verbrannt ist.

Jetzt fährt der Silberschneider aufs Gericht und meldet, es sei in der Nacht einer auf seinem Ziegelofen gelegen und, weil er wahrscheinlich einen Schnapsrausch gehabt, verbrannt. Das Gericht kam an Ort und Stelle, nahm den Sachbestand auf und ordnete die Beerdigung der noch vorhandenen Überbleibsel an, — unser Silberschneider war gerettet.

Wohl sagten dem Frieberle seine Kameraden, daß der Silberschneider habe ihn totgeschlagen und dann auf den Ofen geworfen. Aber sie konnten erstens nicht Beweis erbringen, daß Frieberle bei ihrer Flucht tot gewesen, und zweitens hatten sie nicht gesehen, daß ihn der Silberschneider hinaufgeworfen hätte. Ihre Aussagen zerfielen also in nichts, um so mehr als der Ziegler ein reicher und angesehenener Landwirt war und der Ungelommene nur ein Schnapsbruder.

Vor dem irdischen Richter war also der Silberschneider sicher. Aber das Gewissen schwieg nicht. Es mahnte ihn Tag und Nacht an seine Schandthat. Er wurde noch wortfarger als früher, ließ jede Gesellschaft, murmelte beständig etwas in den roten Bart hinein, blieb hier stehen, dort stehen, erschrak ob dem Rauschen des Laubes, ob dem Wimmern der Katzen, ob dem Pfeifen des Vogels und ob dem Bellen seines eigenen Hundes. Er wagte keinen Menschen mehr anzusehen, und schließlich redete er irr und mußte in die Irrenanstalt gebracht werden, worin er ein halbes Jahr blieb.

Als er wieder heimkam, war er ganz verständig, nur mied er jeden Menschen, sogar seine eigene Frau. Eines Tages sagte diese zur Magd: „Gang rief zu im Meischter und de Lüte zuem Mittagesse!“ Es geschah, die Leute kamen, aber kein Meister. Man rief, man schrie, aber alles umsonst. Erst das Suchen hatte Erfolg. Man fand ihn oben beim Ziegelofen, aber an einem Balken aufgehängt. Das Gewissen hatte ihn gezwungen, daß er sich für seine Schandthat selbst die Schlinge ziehen mußte, die er verdiente.

Merke.

„Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann verdient.“

Merke: Oft sogar noch besser. Nur in zwei Dingen darf die Frau nicht sparsam sein, in der Liebe und beim El, wenn sie den Salat anmacht, sonst giebt beim Mann ein saures Gesicht.

Der Herr Expositus.

I.



u Hoched war mit dem Schnellzuge ein feingekleideter Herr angekommen und im Posthause

gestiegen. Der lange, schwarze Rock, sorgfältig bis in den Hals zugeknöpft, ließ sofort den geistlichen Herrn kennen; die violette Halsbinde, die bescheidenlich, aber doch deutlich genug über den Rockragen hervorschaute, zeichnete gar einen „höhern Würdenträger“.

Auf seine Frage nach dem Herrn Postmeister kam s bald der behäbige, weitem bekannte Gastwirt Hunger herbei. Diese beiden Männer, nebeneinander betrachtet, waren ein Widerspiel, das unwillkürlich einen den lachen machte: der Briefler lang und hager, tiefe alten im Gesicht, mit durchdringenden Augen und harter Adlernase; der Postmeister kurzbeinig und wohlgeleibt, mit kugelumdem Kopfe, feisten Wangen und Augen kleinen Auglein. So standen sie beisammen; der eine bleich wie ein Bettlaken, der andere rot wie Zinnober.

„Sie sind der Herr Postmeister?“ fragte der Geistliche und beugte sich dabei tief hinunter, um Herrn Hunger ins Gesicht sehen zu können.

„Aufzuwarten, Hochwürden,“ erwiderte dieser mit nem Büdning, und als er sich aufrichtete und das violette Streifen am Halse seines Gastes sah, bückte er h flugs nochmals und weit tiefer als vorher, bei sich urmelnd: „Postausend, das ist ja ein Höherer! Mit was kann ich dienen?“

„Einen guten Wagen nach Innerforchen.“

Der Wirt schaute ihn verduht an: „Wie meinen Hochwürden?“

„Haben Sie mich denn nicht verstanden? Einen Wagen — einen guten Wagen — Sie haben doch weispänner?“

„Zweispänner? Si, das will ich meinen — der Post-

meister Hubinger und keine Zweispänner! Soviel Hochwürden wollen —“

„Ich brauche nur einen; aber sofort.“

Hubinger zieht, wie er's in der Gewohnheit hat, den Kragen seiner Zoppe fast bis zu den Ohren hinauf, dann wieder an seinem Bäuchlein vorwärts und wickelt schließlich seine Hände verlegen ineinander: „Ein' Zweispänner — so so — ja ja! Mit Vergnügen, Hochwürden, und soviel Sie wollen — aber halten zu Gnaden — gerade nach Innerforchen — postausend, das wird nicht gehn —“

„Ja, warum denn nicht? Ich haste für alles; freilich, ich kann mir denken, daß die Strafe dahin nicht besonders gut ist; aber ich stehe für alles.“

„Schon recht, schon recht, Hochwürden,“ erwiderte der Postmeister, „aber da wird sich nichts machen lassen. Die Straf' — daß 's Gott erbarm'! Das ist gar keine Straf', nicht einmal ein richtiger Weg —“

Das Gesicht des Geistlichen zog sich in die Länge: „Was, kein Weg?“

„So zu sagen nicht, halten zu Gnaden; man kann's mit harter Müh' einen Weg nennen, von Innerforchen weg aber gewiß nur mehr ein Steig. Darf ich bitten, Hochwürden, darf ich bitten!“ und indem er seinen Gast ein wenig wendete, deutete der Wirt gegen das Gebirge: „Wollen S' jetzt nur genau schauen — da nach meiner Fingerspitg' — hoch oben, wo's Holz fast aufhört — dort hängen so Bauernhütten — Grashöf, wie wir 's heißen und dort — sehen S' das weiße Fleckl — das ist die Kirche — da liegt Innerforchen — vier scharfe Stund' — und immer aufwärts! Da gleich hinter meinem Haus geht der Weg ab.“

Arg enttäuscht hielt sich der Geistliche das Kinn und meinte mit gepreßter Stimme: „Das ist fatal, da komme ich wohl heute gar nicht mehr hin?“

„Hinkommen? Postausend!“ erwiderte Hubinger, seinen Rockragen wieder in die Höhe ziehend, „warum nicht? Aber Hochwürden, zuerst ein gutes Marendel*! Der Tag ist lang, und wenn S' in einer Stund' gehn, kommen S' grad hinauf, wenn der Herr Expositus die Nachsuppen isst.“

„Kennen Sie den Herrn Expositus?“

„Kennen? Aber ja freilich. Postausend, wer kennt den Herrn Antoni nicht? Den kennt jedes Kind hier herum.“

„Gut. Ich will Ihnen folgen; bringen Sie mir eine kleine Marendel!“

„Und was denn? — Annatrine, komm heraus! Was is g'fällig? Ein feines Biegele**? Das ist da, und ein Viertel von meinem Weißen — oder lieber gar a Halbele? Hochwürden, der Weiße, das ist ein Wein! Der Herr Bischof selbst trinkt kein bessern! — Annatrine! Annatrine! Ja, wo steckt denn das Rabenbrat? — Ja, ja, ein feiner Wein! Wie Seine Gnaden auf der Visitationstseife vor vier Jahren hier waren“ — Hubinger schnalzte mit der Zunge — „Sie hätten den Hochwürdigsten sehen sollen; der

* Marendel = Vesperbrot.

** Biegele = Teil eines Brathuhnes.

schnalzte auch so mit der Zunge und gesagt hat er, Hubinger, hat er g'sagt, wo haben S' das Pracht-schlücht' her?"

"So? — Herr, und das ist immer noch derselbe?"
"Versteht sich, nicht der gleiche Jahrgang, aber von der gleichen Lag' — und wissen S', selber eingekauft — selber, ja freilich — trauen ihu' ich in solchen Sachen niemand. — Annatrine! Annatrine! — und das letzte Jahr ist er besonders gut g'raten, verteuft gut! O — o — o! pst! pst! vor ein' Hochwürdigen „Teufel“ sagen, — halten zu Gnaden — 's ist mir nur so herausg'rutscht."

Annatrine, die so lange gerufene Kellnerin, war endlich erschienen.

„Nun also, Herr Postmeister, wenn Sie mir Gesellschaft leisten, so lassen Sie eine Halbe bringen und eine Kleinigkeit zum Zubeißen.“

„Hast g'hört, Annatrine! Aber wenn ich schon die Ehr' der Gesellschaft haben darf, lass' ich mich nicht anschauen! — Nichts dreinreden, Hochwürden! — Annatrine, bringst a Schwere vom Weissen — vom Allerbesten, verstehst; und a Handl und a paar Biskotenzerglen* — die Wirtin macht sie selbst, Hochwürden, die Fremden können s' nicht g'nug loben.“

Im schattigen Garten neben dem Posthause, abseits von den andern Gästen, deckte derweilen Annatrine behende den Tisch, und bald standen darauf: eine mächtig große alte Maß goldgelb funkelnden Weines, eine Schüssel voll kaltem Hühnerbraten, der reichlich für doppelt soviel Personen gereicht hätte, und die angepfeiften Biskoten.

„So,“ sagte Hubinger, „jetzt setzen! Bitt' schön, Hochwürden, und nur zugreifen, nur stärken; sonst geht Ihnen, weiß Gott, der Faden aus bis da hinauf nach Innerforchen. Annatrine! ein Wasser mußt d' auch noch hertragen, die Herrschaften haben's so im Brauch, wenn's gleich eine Sünd' is, neben so ein Wein' ein Wasser hinzustellen.“

Der Geistliche wollte sich eben ein kleines Stücklein vom Huhn herausnehmen, als ihm Hubinger rasch in den Arm fiel und sagte: „Aber nicht das Stückel, Hochwürden — posttaugend! so — so — sehn S', das ist am Handl 's Beste! Und nur hübsch einschenken — so! so — auf Ihr Wohlsein, Hochwürden!“

Die Gläser stießen aneinander, und mit sichtlichem Behagen sah Hubinger seinem Gaste zu, der aber noch immer nicht so recht heraus aus sich wollte; er blieb in seinem violetten Kragen stecken. Er konnte aber doch nicht umhin und bemerkte: „Sie haben recht, Herr Postmeister, das ist ein ganz vorrefschlicher Wein.“

„Was hab' ich g'sagt?! Und jetzt ein Stückel Biskoten — so — so — ja, die Wirtin, die versteht's, und wenn's Ihnen nicht unangenehm ist, Hochwürden, dann schenk' ich Ihnen ein und wir trinken dies Glas auf das Wohl der Wirtin. Profit, Hochwürden!“ —

Hochwürden machte alles etwas widerhaarig mit. Als der Wirt aber immer redseliger wurde, fiel er

* Biskoten = Biskuit.

ihm ins Wort und saate: „Nun aber möchte ich auf etwas anderes zurückkommen, auf meine frühere Frage, nämlich: Sie kennen also den Herrn Expositus von Innerforchen?“

„Wie mich selber.“
„Und was halten Sie von ihm? Ich meine von seinem Charakter?“

„Hochwürden, das ist bald bei einander. Der Herr Antoni — halten zu Gnaden, man heisst ihn so herum nicht anders — der Herr Antoni ist so zu sagen ein Prachtmensch. Ja, ein Prachtmensch! In sein Wohlsein! Da müssen S' schon ein bißel mittauchen, er verdient's. Der Herr Antoni soll leben!“

Der Gast merkte, daß er hier nicht den rechten Mann für seine Auskünfte gefunden habe; er lenkte daher das Gespräch abseits, kam aber später doch noch einmal auf den Herrn Expositus zurück; er mußte ihm zu sehr am Herzen liegen. —

„Er hat, wie ich höre, eine sehr magere Prämie?“
„Da haben S' richtig gehört, Hochwürden,“ bestätigte Hubinger, „ganz richtig! Mager ist sie wie eine Gans zur Fastnachtszeit; aber wissen Sie, jekund hat er selber etliche Tausender im Vermögen; so vor vier, fünf Jahren hat er's geerbt. Bis dahin ist die Not bei ihm Trumpf g'wesen.“

„Er lebt anscheinend mit der ganzen Gemeinde in Frieden?“

„Ja, wo soll denn der Herr Antoni ein' Feind her haben?“

„Herr Wirt, ein jeder hat seine Feinde; wann er nicht?“

„Den soll der Teufel holen!“ — Hubinger schloß sich schnell auf den Mund — „o — pst! pst! Halten zu Gnaden, das is mir wieder so herausg'rutscht. — Donnerwetter, daß ich das Teufelsfluchen nicht lassen kann!“

Unter dem fleißigen Zuspruch des Postmeisters war die erste Maß vor der Zeit leer gemorden, und Hubinger wollte eben der Annatrine zurufen, eine zweite zu bringen, als der Geistliche sich erhob, indem er sagte:

„Ich denke, es wird Zeit sein, aufzubrechen; wohl ist ich schuldig, Herr Postmeister?“

„Schuldig? für was denn? Sie haben ja nicht g'nommen wie a Bögerl, und wenn ich nicht habe gemessen wär', müßten wir uns rein vor dem Tisch und den Flaschen schämen. Aber recht haben S', es ist Zeit zum Gehen. Alsdann am nächsten Hochwürden, bitt' ich mir die Ehr' aus; dann aber a bißel besser zugreifen, wenn Sie schon Lust haben was zu zahlen; aber für so ein Mäuseessen wie hier läßt man sich da nichts zahlen.“

„Den Weg kann man doch wohl nicht verfehlen?“
„Hab' schon dran denkt, Hochwürden! Bis Innerforchen kriegen S' ein' Führer mit, von dort an können S' nimmer irrgeln. Meine Leut' sind freilich alle am Feld, aber der terrische* Hiesel is daheim. Annatrine, Annatrine! Na, wo steckt sie denn? Der Herr soll gleich kommen, den Hochwürdigen nach Innerforchen.“

* terrisch = taub.

führen. Was krabbeln denn Sie alleweil im Brieftaschel herum?"

Der Gast drückte der herzugekommenen Annatrine ein Trinkgeld in die Hand und erhielt dafür einen schönen Krutz und obenin einen ehrerbietigen Handkuß. Hiesel gurgelte etwas in seinen Schnauzbart hinein und nahm den leichten Reisesack des Geistlichen zur Hand. Der Postmeister zog den Rocktragen auf und nieder und reichte seinem vornehmen Gaste freundlich die Rechte zum Abschied.

„Nichts für ungut, Hochwürden, einen recht schönen Gruß an den lieben Herrn Antoni, und das sag' ich: nur wieder einkehren im Posthause, wenn S' wieder im Heimweg sind.“

„Nach Außerforch!“ schrie er dann dem Hiesel ins Ohr, der verständnisvoll nickte und mit Seiner Hochwürden den Weg antrat.

II.

Zwei geschlagene Stunden waren die beiden unterwegs; tapfer waren sie ausgeschritten trotz der sengenden Sonne, die es gar zu gut mit ihren Strahlen meinte, und unzählige Schweifstropfen waren dem eifentlichen Herrn über seine schmale Stirne ins nagere Angesicht und von da hinunter in den violetten Kragen gelaufen. Jetzt waren sie in Außerforchen und standen vor dem Wirtshause des kleinen Beilers. Der bischöfliche Kommissarius — denn ein solcher war er wirklich und wahrhaftig — griff nach einem Reisesack und wollte seinen Führer entlassen.

Hiesel aber deutete aufwärts nach einer bewaldeten Höhe hin und meinte ab: „No net — dort oben — gut's Wasser! — o so gut — höhöhö! Hiesel a is! rast'n — höhöhö — Wasser trinken — der Herr a trinken — o so gut — höhöhö.“

So behielt Hiesel den Reisesack und schritt weiter voran. Nach einer kleinen Viertelstunde standen beide auf einem so schönen, ebenen Waldplätzchen und im Schatten so herrlicher Tannen, daß der Hochwürdige ganz aus sich herauskam und einmal übers andere ausrief: „O wie schön! wie schön!“

Der Platz sah aber auch aus wie eine Kirche aus Bäumen. Die Stämme waren die Säulen, und die verblungenen Äste der Tannen bildeten das Gewölbe; zwischen den Stämmen aber schauten gleich wie durch unte Fenster die Sonnenstrahlen in gelbem und grünem Lichte herein.

In der Mitte stand ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Seitwärts lagen etliche mächtige Felsblöcke, und zwischen deren Spalten rieselte aus eingestreckter Holzrinne eine Quelle, hell wie Krystall. Unter dem Schutze der Felsen und von einem schützenden Dache bedeckt, waren Bänke angebracht, die den müden Wanderer zur Rast einluden.

„Das ist ja prächtig, prächtig und wunderschön hier!“ rief der Herr Kommissarius; Hiesel aber hielt die Hand an ein Ohr und schrie: „Was sagen?“ Ebenso laut antwortete der geistliche Herr, indem er dem Hiesel ins Ohr rief: „Es ist recht schön hier!“

„Freili — höhöhö — schön — schon recht schön —

alles Herr Antoni machen — o, guater Mensch Herr Antoni.“ Dabei zog der Hiesel ein Stück Brot aus der Tasche, schob davon einen mächtig groken Bissen in den Mund, hielt seinen Hut unter die Rinne und ließ ihn einfach voll Wasser anlaufen, um ihn dann sofort unter Hinabwürgen seines Bissens leer zu trinken.

Lachend und doch verlegen sah ihm der Geistliche zu. Auch er hätte gerne getrunken. So schickte er sich denn an, die hohle Hand zu gebrauchen.

„O — o — Hiesel ganzer Ochs — warten — höhöhö!“ und mit einem Satz war der Träger hinter dem Kreuze, öffnete ein in demselben angebrachtes Thüchchen und überreichte dann dem Herrn ein Trinkglas.

„So — ist trinken, Herr! Hiesel wieder hoamgehn. Aba — höhöhö — Glas wieder 'neinstell'n — sunst Herr Antoni brummeln. Wohlauß leben!“

Den Trägerlohn mußte ihm der Hochwürdige förmlich aufwingen. „Höhöhö — Hiesel braucht nix — Posttraumutter alles geben — o guate Frau — na vergelt's Gott tausendmal im Himmel auffi — Hand! bussen!“ Er küßte die Rückseite seiner eigenen linken Hand, nahm seinen abgeschabten Filzhut ab, kratzte mit einem Fuße nach hinten aus, machte dann Kehrt und war rasch nach abwärts verschwunden.

Der bischöfliche Kommissarius aber setzte sich nachdenklich auf die Bank, zog aus seiner Handtasche ein Schriftstück, blätterte längere Zeit in demselben hin und her und sagte endlich halblaut vor sich hin: „Mir scheint, hier giebt's ein großes Rätsel, und am besten wäre die Umkehr. Da in den Schriften lauter Anklagen, und so oft hier sein Name genannt wird, lauter Lob. Was ist Wahrheit?“

„So hat schon Pilatus gefragt,“ ertönte plötzlich eine starke, aber wohlklingende Stimme hinter ihm.

Etwas erschreckt fuhr der Kommissarius von seinen Papieren auf und sah nun eine merkwürdige Gestalt vor sich: einen kräftig gebauten Mann, bei dem nur die schneeweißen, vorn auf der Stirn schon etwas dünnen Haare ein höheres Alter vermuten ließen. Das Gesicht war voll und rund; aufrichtige, gutmütige Augen schauten aus ihm heraus. Den Helmkragen trug er weit offen; der Hut war an dem ziemlich langen Lodenrock befestigt; über der einen Schulter hing ihm am Lederrücken ein leinener Sack, über der andern eine Blechschachtel, die einer Botanikerbüchse ähnlich war. Die Lodenhose war hoch aufgestülpt und sonst war er — barfüßig.

Sofort trampelte er auch in dem von der Quelle fortfließenden Wasserlein mit aller Behaglichkeit herum. „Ah, das erfrischt, das geht herauf bis zum Kopf.“ „Was machen Sie da? Sie werden sich erkälten,“ meinte ängstlich der Herr Kommissarius; der andere aber entgegnete: „Gott bewahre, erwärmen! Das nennt man Wassertur! Und Wasser ist das größte Geschenk, das unser Herrgott der Menschheit gegeben hat.“ Jetzt sah er sich den Hochwürdigen näher an: „Alle Wetter, ein Domherr,“ murmelte er und fuhr dann laut, sich entschuldigend, fort: „Stoßen Sie

sich nicht an meinem Aussehen, da heroben im Gebirg geht's eben nicht anders. Da drüben am Hof hat sich der Bauer die Hand gebrochen — ich habe sie ihm eingerichtet. Das gestrige Gewitter hat wieder einmal den Steg über den Wilzbach zerrissen, und so mußte ich, um durchzukommen, Schuh' und Strümpfe ausziehen."

"Sie sind wohl Arzt?" fragte der Kommissarius.
"Wie man's nimmt; da heroben sollte man eigentlich alles sein. Aber wenn Sie nach Hoched zurück wollen, müssen Sie bald dazuschauen —"

"Nein, von daher komme ich und will nach Innerforchen."

"Nach — Innerforchen —? Ja, wenn ich fragen darf, was haben denn Sie in diesem Nest zu suchen?"

"Sie sind wohl gut bekannt da?"

"Nun, selbstverständlich!"

"So kennen Sie wohl auch den dortigen Herrn Expositus von Person?"

Der Barfüßige sah den Kommissär fest an: "Den Expositus?" —

"Jawohl, den Herrn Expositus!"

"Oder den Herrn Antoni, wie unsere Leute sagen — ja freilich, den kenn' ich gut. Wenn Sie aber zu ihm wollen, so gehen Sie nur mit mir; es ist hohe Zeit und noch ein ziemlich langer Weg. Nacht wird's wohl werden; zum Glück haben wir Vollmond. Sie erlauben, ich will mir nur mein Schuhwerk wieder anthun."

Damit wandte er sich ab, zog aus dem Leinensacke Schuh' und Strümpfe, ließ sich auf der Bank nieder und begann, seine Kleider in Ordnung zu bringen.

Der Domherr aber meinte dazu: "Beilen Sie sich nicht weiter; es ist mir ganz lieb, wenn ich im Dunkeln ohne alles Aufsehen hinkomme. Weil Sie aber den Herrn Expositus so gut kennen, so möchte ich mit Ihrer Erlaubnis seinetwegen einige Fragen an Sie richten." Da der andere nichts dagegen hatte, fuhr der Geistliche fort: "Kommen Sie häufig mit ihm in Verkehr?"

"Mit dem Expositus?"

Etwas unangenehm berührt, erwiderte der Dom-

herr: "Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so sagen Sie lieber immer, wie sich's doch für einen geistlichen Herrn schickt: der Herr Expositus, oder zum wenigsten Herr Antoni!"

"Meinetwegen! Also sagen wir: Der Herr Expositus Antoni, und somit hätten wir alles beisammen. Stimmt, mit dem komme ich täglich zusammen. Was soll's denn mit ihm sein?"

"Steht er denn in gutem Einvernehmen mit seiner Gemeinde?"

"Ich hab' nie etwas vom Gegenteile gehört."

"Aber mit seinen Obern?"

Der Beinbruchdoctor sah scharf zu und schaute dem anderen voll ins Gesicht, so daß dieser unwillkürlich die Augen senkte. "Ja, Me-



"Sie werden sich erkälten," meinte der Herr Kommissarius.

signore, das dürften, wie ich mir einbilde, Sie selbst doch wohl besser wissen als uns sereiner. Das Schicksal Kind, haben in Korbe ist der Expositus Antoni gerade nicht, denn sonst hätte er nicht schon vor ein Vierteljahrhundert in diesem Bergneß, sei er ein Verdamm-

Es heißt, er soll allen Grund haben, auf ein erlösendes Wort zu warten. Bringen Sie ihm das vielleicht? Oder ist was anderes? Er ist wie man sagt, etwas grob heraus und hat vor etlichen Jahren etwas hinausgeschrie-

ben, das soll gerade nicht so höflich ausgefallen sein, wie's aber immer verlangt wird."

"Sie scheinen ja allerlei zu wissen," meinte der Domherr dringend.

"Bitte, setzen Sie sich doch zu mir und antworten Sie mir vorerst auf folgende Fragen: Nicht wahr, Sie gehören selbst zur Gemeinde Innerforchen?"

"Jawohl."

"Es ist mir wirklich wenig daran gelegen, ob ich etwas früher oder später hinkomme. Nicht jeder hätte ich in mein Vertrauen gezogen; aber da Sie Wundarzt und also ein gebildeter Mann sind und Sie außerdem, ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, trotz des etwas seltsamen äußerlichen Aussehens einen sehr vorteilhaften Eindruck auf mich gemacht haben —"

"Gehorsamer Diener, Hochwürden!"

Soll...
mir in der...
schonigen...
nicht...
Das...
ander...
Sonder...
Gemeinde...
man...
ich...
Soll...
Bes...
Sige...
der...
An...
Gemeinde...
den...
sag...
der...
zu...
be...
den...
Schick...
Herr...
K...
Silber...
er...
ger...
D...
nicht...
g...
D...
h...
er...
man...
S...
in...
aller...
Na...
w...
Der...
Aber...
die...
w...
Das...
K...
w...
immer...
immer...
g...
Der...
Hier...
Na...
Wie...
Soll...
doch...
N...
nach...
er...
w...
eigen...
und...

„Still, still, es ist, wie ich sage! — so mögen Sie ir in der Ausführung einer etwas peinlichen und wierigen Sendung zu Hilfe sein. Ich gehe nämlich cht besuchshalber, oder aus besonderer Lust nach Innerforchen —“

„Das glaub' ich Ihnen aufs Wort,“ warf der obere dazwischen.

„Sondern — ich müßte mich ohnehin mit der emeinde ins Einvernehmen setzen, und Sie würden orgen so wie so erfahren, was ich Ihnen teilweise st schon anvertraue; mit einem Worte, ich komme s bischöflicher Kommissär, um gegen den Herrn rpositus eine Untersuchung einzuleiten.“

„Was?“ rief der andere und fuhr jäh von seinem tze auf — „der Expositus in Untersuchung!“

„Bitte, der Herr Expositus! Vorläufig nur eine nderfuchung; hoffen wir, daß sie für den Herrn rpositus recht glücklich ausgehe!“ Damit zog er n Bauerndoktor sanft wieder auf seinen Platz; er z seine Schriften heraus und sprach: „Sie meinten,

von Ihnen erwähnte Brief hätte nicht so viel bedeuten, aber so hören Sie nur! Folgendes reibt der Herr Expositus an den Bischof, seinen schof: „Eure bischöflichen Gnaden! Hochwürdigster rrr! Vor drei Jahren hat ein Dieb in unserer rche dem Gnadenbilde der Muttergottes dreißig berne Thaler entwendet. Den Dieb haben wir

vischt und samt dem gestohlenen Gute dem Land- richte abgeliefert. Der Dieb kam ins Loch, die zaler — aus welchen Gründen, wissen wir hier ht — wurden an das bischöfliche Konsistorium

sendet. Die Gemeinde hat darum geschrieben, ich be darum geschrieben, aber bei der letzten Kirchen- nung waren sie noch immer im Auslande. Wie in die Bauern schon sind, so meinte einer: Jetzt id die Thaler halt doch gestohlen! Was ich in

ler Ehrerbietung zur Kenntnis bringe u. s. w.“

„Na, was fehlt denn an dem Brief? Ist ja alles hr gewesen!“

„Der Brief ist doch etwas sehr grob.“

„Aber g'holfen hat er; das ist die Hauptsach'; die Thaler sind wie mit der Extrapost bei der Ge- meinde wieder eingerückt.“

„Das Konsistorium giebt sonst nichts auf anonyme nzeigen und Verdächtigungen, aber wenn sie immer wiederholt und immer mehr werden —“

„Zimmer — mehr — da bin ich jetzt doch neu- erig,“ meinte der Doktor.

Der Domherr hielt ihm eine Anzahl Schriften or: „Hier habe ich sie alle einzeln.“

„Na — lassen Sie hören!“

„Also: Erstens heißt es —“

„Soll wohl heißen: Zweitens, denn der Brief war och Numero eins —“

„Unterbrechen Sie mich nicht, mein Lieber! Erstens ird dem Herrn Expositus zum Vorwurfe gemacht, r halte die Bildung frommer Bündnisse, wie sie in andern Gemeinden zum Wohle der Gläubigen be- stehen, eigenständig hintan, zum Beispiel: Männer- und Frauen-, Jünglings- und Jungfrauenbündnisse,

obwohl viele Seelsorgskinder von Innerforchen es wünsch. — Haben Sie davon etwas gehört?“

„Wie man sagt: Läuten hab' ich einmal hören — aber nicht viel.“

„Zweitens: die Abhaltung einer heiligen Mission habe er nicht zugelassen —“

„Das ist wahr, völlig aufs Wort wahr; in dieser Hinsicht ist der Expositus ein ausgesuchter Diebschädel!“

„Das heißt, Sie wollen damit sagen, der Herr Expositus habe eine ausgesprochene Abneigung da- gegen. Ja nun, er ist Seelsorger von Innerforchen und wird hierfür Entschuldigungsgründe haben —“

„Das wird jedenfalls sein!“

„Schlimmer ist es schon mit Nummer drei —“

„Recht nett,“ meinte der Lobenrock, „wenn das so fort geht, wird ja eine ganze Armenseelenlitanei draus!“

„Die Kirche der Gemeinde ist nicht reich —“

„Stimmt, stimmt, bettelarm ist sie und gar nichts hat sie.“

„Also! Ein Gemeindeglied wollte der Kirche sein ganzes Vermögen vermachen und — hören Sie das Unerhörte! Der eigene Herr Seelsorger hat es hintertrieben! Was sagen Sie dazu?“

„Nichts. Wahr ist's. Mein lieber Antoni, dir haben s' eine schöne Suppen ein'brockt. Das wird aber wohl 's Größte sein?“

„Es kommt noch ärger —“

„Wa—a—s? Ja, in Gottes Namen, gestohlen hat er sicher nichts — ich wüß' nicht wo und was!“

„Als vor vier Jahren die bischöfliche Visitation war —“

„Da hat er ein paar Tage früher fort müssen,“ bemerkte der Bauerndoktor, „das ist ihm selbst recht leid gewesen —“

„Leid gewesen? Nach der Schrift hier verhält sich die Sache anders. Also, als die bischöfliche Visi- tation sein sollte, entfernte er sich unter irgend einem plausiblem Vorwande einige Tage früher und war nicht da, als die Visitation stattfand. Ja, er kam erst nach fast zwei Monaten zurück und —“ der Domherr sprach dies ernst und langsam, jedes Wort betonend,

„und brachte ein junges Frauenzimmer mit —“

„Stimmt wieder; nämlich seine jekige Häuferin. Na, aber gar so jung ist sie nicht, und die alte war vollkommen erblindet, voriges Jahr ist die arme Leiderin gestorben.“

„Nun aber hören Sie weiter, dieses junge Frauen- zimmer soll in der Stadt — ein Kind haben — und — ich weiß wahrhaftig nicht — wie ich mich ausdrücken soll — es wird — es soll — nun ja — der Herr Expositus — dieses Kind — ein Knabe — ja — verstehen Sie mich denn nicht? —“

Der andere hatte den Kommissär schon lange mit weitgeöffneten Augen angestarrt, jetzt aber schnellte er wie ein abgeschossener Pfeil in die Höhe und stoßweise in höchster Erregung sprach er: „Hoch- wärden, das ist ja niederträchtig — das ist ja ganz gemein! Untersuchen, sag' ich, strengstens untersuchen, dann aber auch dreinfahren wie der heilige Erzengel

Michael mit dem feurigen Schwert! Thun Sie's nicht, so thu ich's. Und jetzt brechen wir auf; ich will nichts weiter hören. Zu Innerforchen giebt's kein Wirtshaus, nur beim Seelsorger stehen für alle Fälle etliche Gastbetten, und in einem dort sollen Sie schlafen. Sie sind also heute mein Gast, denn ich — ich bin der Expositus Antoni!"

III.

Noch zwei volle Stunden stiegen die beiden nebeneinander den steilen Bergpfad hinan; aber sprechen thaten Sie nur blutwenig miteinander, was leichtlich zu verstehen ist.

Die Nacht war hereingebrochen, als sie im Dorfe anlangten, und der Vollmond warf sein mildes Licht auf das Alpendörfchen, das längst in voller Ruhe lag. Raschen Schrittes durchmaß der Herr Expositus die mondhelle Dorfstraße, gefolgt von dem bischöf-

lichen Kommissär, den der weite Weg schon arg ermüdet hatte. Nun noch eine kurze Wendung, und da lag es vor ihnen, das kleine, aber freundlich dreinschauende Widdum*. Vorn in der Laube saß Theres, die besorgte Wirtshäfterin, an dem mit schneeweißen Linnen gedeckten Tische.

„Aber Hochwürden, was hab' ich schon Angst g'habt, daß Ihnen was passiert sein könnte; wahrhaftig, ich bin froh, daß Sie endlich kommen.“ So begrüßte sie ihren Herrn, und als sie den Begleiter sah, fragte sie verwundert: „Ja, wen bringen Sie denn da noch mit?“

„Einen Gast, Theres, einen vornehmen Gast. Geh, mach dich schnell in die Küche und bringe das Beste zusammen, was wir haben. Fähr auch den hochwürdigen Monsignore in die gute Stube, ich will mich indessen hier herausen durch langsames Gehen ein wenig abkühlen.“ Dabei nahm er einen an der Thüre hängenden Wettermantel und warf sich denselben leicht über die Schulter, während er, zum Domherrn sich wendend, sagte: „Monsignore, ich hab' einen nagelneuen, recht erwärmenden Schlafrock; der Abend ist wunderbar mild; ich denke, wir nehmen das Abendbrot hier, in der niedern Stube wäre es heute doch nicht auszuhalten.“

„Wie Sie wünschen, Herr Expositus, aber Ihr Anerbieten nehme ich mit Dank an, Sie sind diese frische Luft hier oben mehr gewöhnt, als wir da unten im Thale!“

* Widdum = Seelsorgerwohnhaus.

Der Domherr verschwand mit Theres im Hause, Antonius aber ging eine Zeit lang schweigend aus und ab.

„Schöne Sachen das,“ murmelte er dann für sich hin, „recht nette Sachen das! Solche verdammt Dummäuler! Zwar schon seit einem Jahr, da mir die blinde Kreszenz starb, hab' ich etwas bemerkt, da ist hie und da bald der eine kopfhängerisch, bald der andere auffässig geworden. Was aber ist die Ursache? Woher kommt das alles? Ein Domherr nach Innerforchen! Ein Untersuchungskommissär ausgesandt wider mich! Fast hatt' ich ganz etwas anderes erwartet; ein Wort der Veröhnung, des Friedens! Aber ganz das Gegenteil hat sich ereignet. Ja, ja, dort giebt's kein Vergessen, und ich setze mich doch so nach dem Frieden! Nun, wie Gott will!“



Vorn in der Laube saß Theres, die besorgte Wirtshäfterin.

Dann aber lachte er mit einemmale laut aus. „Hahaha! Im Grunde genommen ist der Anzug doch ein rechter Schnapf. Männer- und Frauenbündnisse — ha heroben, wo's Männer und Frauen so wenig giebt und wo sie erst vor den Altar treten, wenn der Großvater die Augen gemacht und man aus dem alten runzeligen Haut schon bald Schnupfen schneiden könnte. — Was eine Mission? Kann mir einfallen! Wie bettelarm — und fern versteht mich, wenn ich nicht in der „Gmoos sprach“ mit ihnen rede. Dauert eine Predigt nur einmal um ein wenig länger als ein Bierstündlein, gleich schnarr es in der ganzen Kirche wie im Sägwert zu hören, — was ihnen auch gar nicht zu verdienen ist bei der harten Arbeit! Hahaha! Die Missionspredigt möchte ich hören. — — — Und den Bischof schreiben — hinter meinem Rücken schreiben! Wer's ihnen wohl aufgesetzt haben mag? — Und das Dämmste ist, daß einer auf solche Dummheiten was geben mag! — Und zu guter Letzt, — jetzt ward er zornig und redete sich immer mehr in den Zorn hinein — „die Geschichte mit der Theres! Das ist ja eine Niedertracht sondergleichen! Aber den Haberlumpen, der das gethan, muß ich ausfinden, und wenn ich ganz Innerforchen umkehren sollte. Das ist ja ein elender, gemeiner Tropf!“

Des Zornes voll, schlug er mit der Faust heftig gegen die Thür, vor der er im Gehen eben vorbeikam, daß Theres herzuellte und fragte: „Wollen

„Was, Hochwürden?“ Hochwürden aber sagte sich flugs und fragte: „Was kriegen wir zum Essen und wie steht's damit?“

„Die alte Henn', die ich gestern abgethan hab', hat eine recht gute Suppen 'geben — und —“

„Und Nudeln drin — brav, Theres, die soll uns weiblich schmecken.“

„Und die alte Henn' —“

„Na weißt, mit einer alten Henn' legt man keine große Ehr' ein.“

„— die hab' ich herg'schenkt, wollt' ich sagen; dafür kriegen S' ein Bratl und ein' Plent.“

„Theresl, da leben wir ja wie die Vögel in Hansl Brav, Theresl; wenn nur der Domherr bald käme.“

„Ich bitt', Hochwürden, was will denn o ein hoher Herr bei uns da heroben? Et- van Sommerfrisch jalten? Da müßt'n S' für die Küch' ordentlich dazuschau'n!“

„Wirst es schon jören, Theres. Geh! — oder“ — verbesserte er sich — „halt ein wenig, Theres, sag mir schnell, aber aufrichtig: Meinst, es könnte jemand da sein in Innerjochen, der dir was Übles wünschen oder anthun möchte?“

„Mir? was Übles —?“

„Denk' nur ein wenig nach und sag mir's offen!“

„Hochwürden — ich weiß nicht — ob —“

„Nur frei heraus mit der Sprach'!“

„So seien S' nicht böös — aber ich kenn' einen —“

„Wa—as? Doch einen! Na, wer ist's?“

„Der Steinbauer ist's, nehmen S' nur nicht übel auf, Hochwürden. Aber schon lange geht der überall mir nach, daß ich mich kaum vor ihm erwehren kann.“

„So, so! Das sind mir ja schöne Geschichten! Der Steinbauer — das rändige Schaf!“

„Ja, und vor drei Wochen oder vier, an dem Tag, wo Sie am späten Abend noch die Außerjochbäuerin haben versehen müssen, und er g'wußt hat, daß i so vier bis fünf Stund' allein bin, da hat er sich gar ins Haus drängen wollen.“

„Und davon hast du mir nichts gesagt? Ins Haus eindringen, der Haberlump! Das sind ja unerhörte Dinge! Und wie bist du mit ihm fertig geworden?“

„Eine Ohrfeigen hab' ich ihm 'geben — schwabb, und zur Thür hinausg'stofen hab' ich ihn — so! Da hat er g'wettert und g'stucht wie ein Heid' und eine abscheuliche Red' hat er 'than. Ich hab's Ihnen oft sagen wollen, aber g'schamt hab' ich mich und den Verdruß hab' ich Ihnen nicht anthun wollen.“

„Was hat er gesprochen zu dir?“

„Ich bitt', Hochwürden, lassen Sie's gut sein —“

„Gut sein lassen — was dein und mein Unglück sein kann?“

„Ihr Unglück?“

„Auch vielleicht das meine; sicher aber das deine. Was hat er gesagt, Theres?“

„Teufelsdirn, hat er g'schrien, i merl' schon, du hast es mit dem Erpost — aber wart, Luder, euch will ich's beiden eintränken!“

Und weinend setzte sie hinzu: „Na, Hochwürden, es ist nicht auszubedenken, wie schlecht mitunter die Leut' sein können.“

„Gräm' dich nicht, Theres, ich weiß genug. Morgen wird alles klar. Wenn jetzt der Domherr kommt, und ich frag' dich um etwas, so gieb ungescheut Antwort, kurz und bündig. Da kommt er schon; geh und deck den Tisch.“

Theres ging, der Erpositus holte eine Lampe aus der Stube

und stellte sie auf den Tisch; gleich hinter ihm kam der bischöfliche Kommissarius, in den warmen Schlafrock gehüllt.

„Ich hätte nicht geglaubt, Herr Erpositus, daß es hier oben so mild und angenehm sein könnte.“

„D, im Hochsommer ist es prächtig; leider dauert es höchstens drei bis vier Monate; dann heißt es wieder in die Stube kriechen, wie der Schneek in sein Gehäuse. Aber bitte, jetzt kommt die Suppe, seien Sie mein verehrter, lieber Gast und nehmen Sie vorlieb mit dem Wenigen, was wir Ihnen bieten können.“

Laut und in voller Andacht sprach er das Tisch-

„Eine Ohrfeigen hab' ich ihm 'geben — schwabb, und zur Thür hinausg'stofen hab' ich ihn.“

„Gut sein lassen — was dein und mein Unglück sein kann?“

„Ihr Unglück?“

„Auch vielleicht das meine; sicher aber das deine. Was hat er gesagt, Theres?“

„Teufelsdirn, hat er g'schrien, i merl' schon, du hast es mit dem Erpost — aber wart, Luder, euch will ich's beiden eintränken!“

Und weinend setzte sie hinzu: „Na, Hochwürden, es ist nicht auszubedenken, wie schlecht mitunter die Leut' sein können.“

„Gräm' dich nicht, Theres, ich weiß genug. Morgen wird alles klar. Wenn jetzt der Domherr kommt, und ich frag' dich um etwas, so gieb ungescheut Antwort, kurz und bündig. Da kommt er schon; geh und deck den Tisch.“

Theres ging, der Erpositus holte eine Lampe aus der Stube

und stellte sie auf den Tisch; gleich hinter ihm kam der bischöfliche Kommissarius, in den warmen Schlafrock gehüllt.

„Ich hätte nicht geglaubt, Herr Erpositus, daß es hier oben so mild und angenehm sein könnte.“

„D, im Hochsommer ist es prächtig; leider dauert es höchstens drei bis vier Monate; dann heißt es wieder in die Stube kriechen, wie der Schneek in sein Gehäuse. Aber bitte, jetzt kommt die Suppe, seien Sie mein verehrter, lieber Gast und nehmen Sie vorlieb mit dem Wenigen, was wir Ihnen bieten können.“

Laut und in voller Andacht sprach er das Tisch-



„Eine Ohrfeigen hab' ich ihm 'geben — schwabb, und zur Thür hinausg'stofen hab' ich ihn.“

„Gut sein lassen — was dein und mein Unglück sein kann?“

„Ihr Unglück?“

„Auch vielleicht das meine; sicher aber das deine. Was hat er gesagt, Theres?“

„Teufelsdirn, hat er g'schrien, i merl' schon, du hast es mit dem Erpost — aber wart, Luder, euch will ich's beiden eintränken!“

Und weinend setzte sie hinzu: „Na, Hochwürden, es ist nicht auszubedenken, wie schlecht mitunter die Leut' sein können.“

„Gräm' dich nicht, Theres, ich weiß genug. Morgen wird alles klar. Wenn jetzt der Domherr kommt, und ich frag' dich um etwas, so gieb ungescheut Antwort, kurz und bündig. Da kommt er schon; geh und deck den Tisch.“

Theres ging, der Erpositus holte eine Lampe aus der Stube

und stellte sie auf den Tisch; gleich hinter ihm kam der bischöfliche Kommissarius, in den warmen Schlafrock gehüllt.

„Ich hätte nicht geglaubt, Herr Erpositus, daß es hier oben so mild und angenehm sein könnte.“

„D, im Hochsommer ist es prächtig; leider dauert es höchstens drei bis vier Monate; dann heißt es wieder in die Stube kriechen, wie der Schneek in sein Gehäuse. Aber bitte, jetzt kommt die Suppe, seien Sie mein verehrter, lieber Gast und nehmen Sie vorlieb mit dem Wenigen, was wir Ihnen bieten können.“

Laut und in voller Andacht sprach er das Tisch-

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

* Plent = türkisches Korn (Polenta).

gebet und machte sich dann sofort mit gesegneter Eglust über die köstlich duftende Mahlzeit her. Während dem aber sagte er: „Morgen feiern wir das Fest des heiligen Apostels Jakobus. Wir haben hier einen halben oder sogenannten Bauernfeiertag; ich möchte ihn aber, wenigstens den Vormittag, zu einem ganzen machen. Darf ich Sie bitten, Monsignore, morgen den Festgottesdienst zu halten? Ich bin hier oben zugleich auch Gesanglehrer und Musikdirektor; so hab' ich einen vierstimmigen gemischten Chor ausgebildet, wie Sie ihn am Ende in der Bischofsstadt auch nicht besser haben, nun, Sie werden ihn ja hören und sich wundern. Dann halte ich im Freien, vor der Kirche, eine Ansprache an meine Seelsorgskinder — was wohl auch nicht viel weniger ist, als eine Missionspredigt. Darf ich bitten?“

„Mit Vergnügen, Herr Amtsbruder!“

Freudig überrascht von diesen Worten blickte Antonius den Domherrn an; er streckte ihm beide Hände entgegen und sagte mit Wärme: „O wie dank' ich Ihnen für das freundliche Wort! — Theres, jetzt räume ab! Sehen Sie — ich bin so frei und gebrauche es ebenfalls, das liebe Wort — sehen Sie, Herr Amtsbruder, das ist meine Wirtschäfterin.“

„Jedenfalls eine vorzügliche Köchin, ich mache Ihnen mein Kompliment, Fräulein.“

„Bedank dich, Theres! und jetzt sag: wie alt bist du denn?“

„Fünfunddreißig Jahre.“

„Und wie alt ist denn dein Bub, der Sepperl?“ Der Domherr spitzte die Ohren.

„Aber Sie wissen's ja; zwölf Jahre ist er alt.“

„Und dein Mann?“

„Ihr Mann?“ warf der Domherr erstaunt dazwischen.

„Mein Mann? — muß das sein?“ — und da der Expositus nickte — „vierzig Jahre.“

„Er lebt also noch?“

„Ja.“

„Wann gehst du wieder zu ihm?“

„Im Leben nimmer.“



Da fiel Theres weinend und schluchzend vor ihm auf die Knie: „Aber Hochwürden! Soll denn alles wieder von frischem bluten?“

„Und warum denn nicht?“
 „O ich bitt', quälen Sie mich doch nicht so.“
 „Es muß sein, Theres! Nur noch ein paar Worte Sprich! Warum gehst nicht wieder mit ihm zusammen?“

„Weil sie ihn eing'sperrt haben zeitlebens — eing'sperrt — und er doch im Zuchthaus ist und den Tod krank zu all' dem Elend obenein.“

„Und wie kommt's, daß du, als dein Mann verurteilt war, gerade zu mir, so hoch herauf gekommen bist?“

Da fiel Theres weinend und schluchzend vor ihm auf die Knie: „Aber Hochwürden! Soll denn alles wieder von frischem bluten? Soll ich in einem Saal in dem Schmerz und Weh graben müssen, die mir das Herz zusammenschnüren!“

Antonius legte ihr die Hand aufs Haupt: „Es wird sein müssen, Theres. Was der Steinbauer vor vier Wochen dir ins Gesicht geschrien, schreit auch andern Leuten zu Ohren gekommen zu sein — zu den Ohren meiner Vorgesetzten nämlich.“

„O mein Gott!“ jammerte Theres.

„Sie — und ich — ja — ja — jetzt muß ich alles sagen.“ Und auf den Knien, sich zum Domherrn neigend, fuhr sie mit bebender Stimme fort: „Noch bevor ich mit meinem unglücklichen Manne zum Altar trat, warnte mich der hochwürdige Herr Antonius eindringlich vor ihm. Ich hörte nicht darauf; er kannte ihn viel, viel besser, als ich ihn kannte. Er war ein gutmütiger und fröhlicher, aber dafür auch ein leichtsinniger Mensch. Ein paar Jahre war er mir gut und treu; bald aber ging's abwärts. — Spielen — Trinken — schlechte Frauenzimmer — o, es kamen fürchterliche Jahre, bis mich keiner mehr über die Schwelle ging, als wäre die Pest in unserem Hause — —“

Vom Schluchzen überwältigt hielt sie inne, der Expositus faßte sie an beiden Händen und redete ihr gütlich zu: „Weiter, Theres, weiter! Ich kann dir nichts ersparen.“

Sie fuhr fort: „In unserem Orte lebte ein reiches geiziger Mann —“

Ein re...
 ein...
 Dingen...
 Mann...
 Der...
 und...
 We...
 nicht...
 er...
 mich...
 Allen...
 zur...
 denen...
 ich...
 erst...
 ist...
 in...
 gemacht...
 ich...
 aus...
 ich...
 Wort...
 wenn...
 ge...
 bew...
 der...
 gegen...
 Ge...
 Bern...
 ich...
 ein...
 wenn...
 Ver...
 Da...
 an...
 mich...
 wegen...
 st...
 d...
 Ihnen...
 mer...
 lobt...
 Am...
 schon...
 Leuten...
 Kindern...
 F...
 auch...
 denn...
 daß...
 sei...
 Da...
 daß...
 Der...
 * 2

„Ein verstockter, alter Sünder,“ schaltete Antonius ein.

„Ein schlechter Kerl, der mich mit abscheulichen Dingen verfolgte und zuletzt sogar viel Geld meinem Manne dahingab und damit sich die Zustimmung dieses Menschen erkaufte. Statt des einen waren nun ihrer zwei hinter mir her — —“

Der Domherr schlug entsezt die Hände zusammen und sprach: „Armes, schwergeprüftes Weib!“

„Wie ich das hab' ertragen können, das weiß ich selber nicht. Als der Bösewicht aber bei mir nicht erreichen konnte, was er sich vorgenommen, da gab er auch meinem Manne nichts mehr. Wie der nun den Alten abermals um Geld drängte, stieß ihn dieser zur Thür' raus, indem er prahlte: Was ich von einem Weibe wollte — das hab' ich — dich brauch' ich nun nimmer, du Lump! — — Gleich darauf kam mein Mann zu mir in die Stube; er würgt mich, als wollte er mich umbringen, und schreit mir in einem ort in die Ohren, was ihm der elendige Lump vorzemandt hat. Da war's zu Ende mit meiner Kraft; ich legte mich hin, und das Fieber wollte mir nicht aus dem Kopf und den Gliedern gehen. Da, als ich endlich wieder soweit bin und allgemach zu mir komme, da schreit es draußen auf der Gasse: Mord! Mord! Ich weiß' das Fenster auf — sie bringen meinen Mann, die Hände vorne kreuzweis zusammengeschlossen — er hatte den Alten umgebracht und ihn berauben wollen. Ein einziges Glück war nur, daß der Alte, bevor er starb, noch meine Unschuld hat bezeugen können. Was nachher kommen ist, war das Gericht. Verachtet — verspottet, ohne einen Kreuzer Vermögen — das Weib eines Mörders — was hätte ich anders thun können, als mit meinem lieben Kind ins Elend — vielleicht ins ewige Unglück zu gehn, wenn Sie nicht g'holfen hätten, Hochwürden Herr Vetter!“

Der Expositus hob sie auf und indem er sie fest an sich zog, sagte er zu seinem Gaste: „Ja, sie ist meines verstorbenen Bruders liebliche Tochter! Ihretwegen war ich abwesend, als die bischöfliche Visitation stattfand. Herr Amtsbruder, Gottes Wege sind wunderbar, wie seine Fügungen. Am Ende erleichtert Ihnen das, was Sie heute bereits vernommen, die morgige Untersuchung. Für heute: Gute Nacht! Gelobt sei Jesus Christus!“ — —

IV.

Am andern Morgen war der Platz bei der Kirche schon von der Frühmesse an so gedrängt voll von Leuten, als ob im ganzen Alpenbörselein außer den Kindern auch nicht einer daheim geblieben wäre. Die Frömmigkeit allein war nicht Schuld daran; nein, auch die Trägerin* aus Hocheck hatte ihr Teil daran, denn sie hatte brühwarm die Neuigkeit mitgebracht, daß einer vom Dom soeben nach Innerforchen gekommen sei. Da wußte nun jeder bereits etwas Besonderes, das bevorstünde.

„Der Bischof selber is kommen,“ erklärte die Hofer-

moibl, „unfern Herrn Antoni wollen s' zu ein' Domherrn machen —“

„Was dir net einfallt, alte Matschen,“ meinte der Mesner, „a Prälat is kummen in die Friisch —“

„Natürli, Du greggeter Grillenguzler,“* gab die Alte bissig zurück, „zum Verhungern wird einer da herauf kraxeln!“

„I will Ent's Rechte sog'n,“ — schrie der Unter- moar — „fort muß er, der Exposit, und sein' Häuserin sperren s' ein; da Stöaner-Plaz da weiß alles, gelt Naz?“

Der Steinbauer aber wandte sich ab. Er war auf unbemerkte Weise Zeuge davon gewesen, als der Gast im Dorf anlangte, und die Angst des Judas regte sich in ihm. „Laßt's mich in Ruh, i will von der ganzen G'schicht nix mehr wissen.“

Da sagte ihn Simon, der Vorsteher, beim Rock- fragen: „Zu was hatt's denn nachher ang'sangen? Hörst, Mensch, wenn d' etwann gar mi' und die andern ang'logen hatt, nachher kannst di' auf was g'sagt machen.“

Im selben Augenblicke ging der Expositus über den Platz zur Kirche. Alles blieb wie gebannt stehen, nur die Hofermoibl drängte sich vor und fragte, ihm die Hand küßend: „Gelt, Hochwürden Herr Antoni, i hab' recht?“

„Mit was denn, Moibl?“

„Daß s' ein' Domherrn aus Ent machen wollen —“

Der Expositus lachte: „Heut noch nicht, Moibl, vielleicht später!“

Die Glocken läuteten zur Messe, die kleine Kirche war bald gefüllt; weil aber jedermann etwas zu erfahren hoffte, blieben jene, die in der Kirche nicht Platz hatten, draußen voller Erwartung stehen.

Nach der Messe, noch am Altare, wendete sich Antonius an seine Gemeinde: „Meine Lieben, ich habe gestern einen hohen Gast mitgebracht, einen Domherrn —“

„Na, was hab' i g'sagt,“ — wisperte die Moibl ihrer Nachbarin ins Ohr, — „ein Domherr ist's halt doch —“

„— einen Domherrn, der die Freundlichkeit hat, uns heute den Festgottesdienst zu halten. Die Chorsänger und auch die Sängeriinnen sollen in einer kurzen Zeit zu mir in den Widdum kommen. Euch aber, liebe Seelsorgskinder, fordere ich auf, nach dem Amte noch am Kirchenplatz zu bleiben; dort werde ich eine Ansprache an euch halten. Ich wünsche, daß niemand dabei fehlt — versteht mich, niemand, der Zeit hat! Lasset uns beten!“

Nach dem „englischen Gruße“ verließ er die Kirche; die Bewohner von Innerforchen aber verloren sich unter Vermutungen und Kopfschütteln in ihre Häuser.

Der Hauptgottesdienst, der übrigens nur in einer Messe bestand, die allerdings von prächtigen Naturstimmen meisterhaft gesungen wurde, war kaum vorüber, als sich auch schon der von einigen hohen Tannen

* Trägerin = Bötin.

* gregget = armfelig; Grillenguzler = Grillentiler.

beschattete Kirchenplatz von allen Seiten her füllte. Ein stilles Summen ging durch das Volk, wie in einem Bienenstock, an den man mit einer Rute schlägt.

„Jetzt kommen s'“, rief einer, und alle streckten die Hände gegen den Widdum, aus welchem zuerst der Domherr trat. Hinter ihm führte der Expositus seine Häuferin, welche weinend ein Tuch vor die Augen hielt, an der Hand.

Mitten im Plage, beim Dorfbrunnen, hatte Antonius einen Tisch aufstellen lassen; dort nahm auf einem Stuhle der Domherr, ihm gegenüber Theres Platz. Der Expositus aber stand in der Mitte, legte einige Schriften, sein Brevier und ein kleines Buch auf den Tisch und begann:

„Meine lieben Seelsorgskinder! Eigentlich hab' ich Euch heute ganz anders heißen wollen, aber der liebe Gott hat über mein Beten in der heiligen Mess' die Flamme des Jornes in meiner Brust ausgelöscht und das Lichtlein der Güte und Nachsicht, der Liebe und Verzeihung dafür angezündet. — Am nächsten Sonntag über acht Tage werden es fünfundsanzig Jahre, daß ich in Eurem armen Bergdorf, selbst blutarm, als Seelsorger eingezogen bin —“

„Ein Jubilä — a Jubilä,“ — riefen ein paar aus dem Volke.

„Und keiner von uns hat dran denkt —“ eiferte der Vorsteher — „wir sein aber schon rechte —“

„Unterbrecht mich nicht,“ fuhr der Expositus fort. „Ich habe gedacht, diesen Tag in aller Freude mit Euch zu feiern, aber es ist anders kommen. In Lieb' und Eintracht hab' ich mit Euch gelebt, und als ein Erbanfall mich in den Stand gesetzt hätte, von Euch zu gehen und einen schönern Platz zu suchen, bin ich doch bei Euch geblieben, weil ich Euch als fleißige und genügsame, vor allem aber als kreuzbrave Leut' lieb gewonnen habe.“

Es entstand eine Bewegung im Volke, und einige wollten sich rückwärts fortdrängen, was der Expositus bemerkte.

„Es braucht niemand fortzugehen,“ rief er nach der Stelle hin, „ich hab' Euch ja gesagt, daß ich keinen Jorn mehr habe. — Also hört, was mir von einigen aus Euch angethan wurde.“ Und mit erhöhter Stimme sprach er weiter: „Man hat mich als gewissenlosen Seelsorger, als schlechten Geistlichen bei meinen hohen Vorgesetzten angezeigt —“

Da schallte es durcheinander: „Was? — anzeigi? — unsern Herrn Antoni? — Wer ist der schlechte Kerl? — Was haben s' angezeigt —?“

„Ruhe!“ — gebot der Herr Antoni. — Dann fuhr er in seiner Ansprache fort: „Sonst läßt man den Verbrecher vor Gericht holen; meine Vorgesetzten aber haben die Güte gehabt, selbst zu mir zu kommen, und hier, der hochwürdige Herr, ist der Untersuchungsrichter.“

Der Steffelbauer trat vor: „Da brauch'ts kein' Untersuchung, Herr Antoni! Sagt's uns, wer der Lumpenkerl is, nachher wird dös G'richt glei aus sein.“

Der Expositus beschwichtigte: „Sei ruhig, Mathies, ich fürcht' mich nicht. — Da in diesen Zeiteln,“ sagte

er, auf die Schriften weisend, „hat man mein Sündenregister aufgesetzt. Von ein paar ausgesuchten Dummheiten will ich gar nicht reden; aber es heißt, ihr Janerjochner hättet eine heilige Mission verlangt —“

„G'redt' ist wohl einmal davon worden,“ meinte der Vorsteher.

— „Und ich hätte es unbedingt nicht zugelassen —“

„Sell is net wahr,“ rief der Steffelbauer wieder. „aber Es hab't's g'sagt, die Missionsprediger brauchen halt ein Essen a, hab't's g'sagt, und eppes zum Trinken a, und 's Noasgeld brauchen s' a, hab't's g'sagt. Wenn miar a Geld hätten, so möcht's sein, Es selber hab't's a mal koan's. Hat er net a so g'sagt, der Exposit' —?“

„Ja freilich, grad a so hat er g'sagt,“ riefen jetzt alle.

„Nun also, und weil wir alle miteinander gleich viel und nichts g'habt haben, so haben wir die Herren Missionär' gelassen, wo sie waren, haben an unsern Plenten und Erdäpfeln weiter gegessen, und hat uns an Leib und Seel' nichts gefehlt, sind gesund dabei blieben all' zusammen.“

„Nachher aber kommt etwas, worüber ich am liebsten zeitlebens kein Wort verloren und das ich mit mir ins Grab genommen hätte, mich an die Worte unsers Herrn Jesus erinnernd: Laß deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut. Wie die Sachen aber jetzt stehen, muß davon geredet werden. — Also es heißt, ich hätte unsere arme Kirche um ein Erbteil gebracht, was von einem Geistlichen schon eine ausgemacht schlechte Sache sei. Der ledige Oberhuber ist das g'wessen. Wahr ist's, unser Kirchel wird das bauwürdige und herum sein; der Oberhuber hat aber überhaupt nur zwölfhundert Gulden g'habt, und damit baut man keine Kirchen. Der ledige Mensch hat aber auch einen Bettlern g'habt, der durch Unglücksfälle mit seiner Weib und einer ganzen Herde von Kindern vor der Pfändung gestanden ist und von sein' Heimath hinfahren müssen. — Die Barmherzigkeit und die Nächstenliebe, meine guten Leut', ist noch viel was Schöneres, als daß man eine Kirche nicht bauen kann. Das hab' ich dem Oberhuber vorg'stellt, der hat sein Testament zerrissen und ein anderes auf'setzt; unsere Kirchen haben wir recht ordentlich gepölyt, und wie die zwölfhundert Gulden g'holsen haben, das wird einer unter Euch wissen.“ —

Kaum hatte der Expositus die letzten Worte ausgesprochen, so sprang der Steffelbauer vor: „Es hab't's dös z'weg bracht, Herr Antoni? Enk haben miar's zu verdanken? Weib, Kinder, kummt's alle her! O Herr Antoni, miar wär'n wohl elende Bettelkint, wenn der Better Oberhuber ka' Einsehn g'habt hätt. Alle Tag hab'n miar bet't für eahm, aber dös hab'n m'r net g'wußt, daß miar unser Glück Enk zu verdank'n haben. Bergelt's Enk der Herrgott tausendmal, viel tausendmal. Kinder, daß ös mir net vergess'n thuat's, alle Tag' ertza ein Vaterunser ein-zulegen für unsern quat'n Herrn Exposit'!“

„Ist schon gut, lieber Mathies, aber laßt mich jetzt meine Sache zu Ende führen und tretet etwas zurück,“

mahte der Erpöstitus, „es kommen am End' noch andere hier vor.“

„D beileib,“ polterte der erregte Bauer, „am erst' muß i mi' ausred'n,“ und er wendte sich an den Domherrn: „Hochwürdiger Herr Domherr oder Prälat — oder wie man Ent' hoasen thuat — unseroans versteht so was net — mit derer Unterjuachung wird's wohl aus sein? Und wenn Ds etwan wisse'ts, oder erfahr'n kunniet — i bitt, sagen S' es mir — dem Lump muß i was anthuan, ist in der gachen (sähen) Hiß' woafz i net, was — aber recht verfluachtest beuteln, moan' i, kunn' ma' so ein' Lump' schun —“

Nur mit Mühe konnte der starke, erbitterte Mann so weit beschwichtigt werden, daß der Erpöstitus wieder zu Worte kam.

Er sprach weiter: „Am ärgsten versündigt aber hat sich mein Anzeiger an meiner Wirtschaftlerin Theres, einem von Unglückschlägen hartgetroffenen, braven Weibe —“

Alle weiblichen Zuhörer drängten sich herbei: „Was hat er g'sagt? a Weib?“

„Jawohl, ein Weib! Beruhige dich, Theres,“ und damit wendete er sich an die Schluchzende, „wie ich meine Jumerforschener kenne, wirst du von heute geehrt und geachtet werden wie keine im Dorfe. Dem Herrn bischöflichen Kommissär hier habe ich bereits jede nötige Aufklärung gegeben, Euch aber sage ich: Theres ist meine nächste Verwandte, meines verstorbenen Bruders leibliche Tochter, die aber nach dem Willen Gottes ihren Mann nicht mehr sehen kann und ihr Unglück tragen muß, bis sie beide der Tod scheidet. Wollt Ihr Euch damit zufrieden geben?“

Diese Frage wurde aber gar nicht mehr gehört, denn die Weiber drängten sich zu Theres, drückten ihr die Hände unter allen Zeichen der Zuneigung, die alte Moidl aber meinte: „Da kann ma' sehn, was a Schicksal is! so ein arm's Weib — ein' Mann hab'n und doch kein! Und derer armen Haut haben s' a was einbrocken wollen — es is aus der Weis! Dös is ja alleweil mein Reden: nur grad koan Schicksal net!“

Antonius wendete sich an den Domherrn: „Monsignore, ich wäre mit meiner Verteidigung fertig, jetzt ist es an Ihnen, die Ankläger oder Zeugen zu vernehmen, sonst lassen Sie uns heimgehn!“

Ehe der Angesprochene noch das Wort ergreifen konnte, zog Simon der Vorsteher den Steinbauer und noch zwei andere Bauern aus der Menge heraus und stürmte gegen den Tisch vor. Den Steinbauer stieß er vor Theres auf die Knie nieder: „Da, gleich kniest du her, du Trops, und bitt'st das Weib um Verzeihung! Raus da, Eishofer, zu mir her, Untermoat! Miteinbrockt, mitauseessen!“

Die gerufenen Bauern stellten sich zaghaft nebenan. „I hab' von der ganzen Sach' nie viel verstand'n,“ meinte der Eishofer, „aber Ds seid's der Vorsteher!“

„Sag' lieber, drei Simpel sein miar, und i bin der größt, weil i mi so dumm hab' einsangen lassen. Hochwürden, grad vorhin hat er mir's b'stand'n, daß er die ganze Sach' nur aus Haß und Rach' gegen die Häuserin anzettelt hat —“

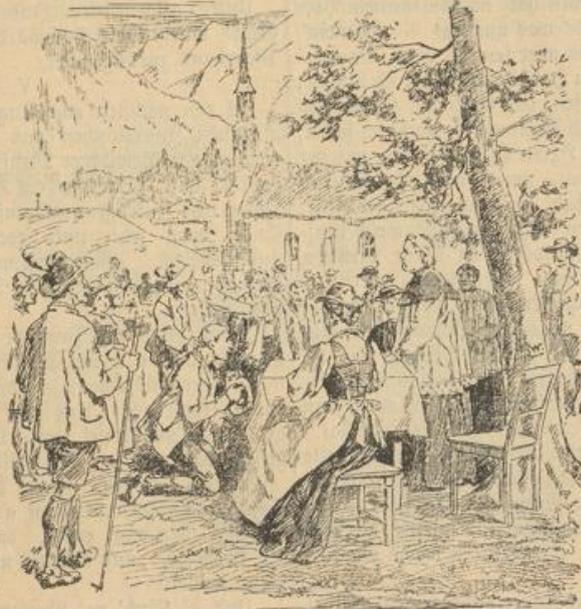
„Weil s' eahn a Watsch'n geb'n hat,“ sicherte die Moidl, „i hab's patsch'n g'hört, wie i spat auf d' Nacht no Wasser g'holt hab', und da Stoanbauer is fluchend an mir vorbei — ist kenn' i mi aus, lieb's Mandl!“

„Sei stad, Alte!“ unterbrach der Vorsteher sein Eheweib, indem er sich wieder zum Erpöstitus wendete: „Die G'schicht' mit der Häuserin hab'n miar freilli nit g'nau g'wußt, und glaubt hab'n miar a net, daß weg'n unserer dummen Schreiberei so a vornehmer Herr z'höchst in die Berg' herplagt wird — hätt's leicht a Briefle a 'han — aber unjere Schlechtigkeit

gegen so ein' gut'n Herrn — und daß miar dem verlog'nen Kerl aufg'lost (aufgehört) hab'n — wo man's hätt' denken können — wenn aber der ganze Verstehtmich in Rauch und Dummheit aufgeht — und wie man ist dasteht vor der ganzen G'meind' — schamen müssen wir uns — der vornehme Herr da — und so a Lump da — und miar drei Eiel — und — i — i — kann mir nimmer anders helfen — da hast eine!“

Damit gab er seinem Nachbar Eishofer eine Kapitalsohrfeige, der aber rieb sich die Wange und schrie: „Wohlverdient — rechtchaffen verdient — aber oane ist z'wenig,“ und verzeigte dem Nachbar und dieser dem Steinbauer eine gleiche von derselben Güte.

Es sah ganz so aus, als sollte diese Art selbstauferlegter Buße im Kreise umlaufen; es holten schon



„Da, gleich kniest du her, du Trops, und bitt'st das Weib um Verzeihung!“

verschiedene dazu aus; der Expositus jedoch, der sich gleich wie der Dorsherr, des Lachens nicht erwehren konnte, rief mit lauter Stimme: „Halt! Jetzt kann ich wieder in gewohnter Weise mit Euch reden, weil ich merke, wie leid Euch die sonst wirklich schlechte Sache thut, und weil Ihr es so ernsthaft mit Eurer Neu' nehmt. Ich hab' gestern abend noch fest im Sinn gehabt, Innerforchen für immer zu verlassen; wo aber soll ich denn hingehen, bis ich wieder so gute, einfältige und reuige Sünder find'?"

„Er kennt uns halt recht guat, der Herr Antoni,“ nickte der Eishofer zustimmend.

„Strafe aber muß sein,“ fuhr Antonius fort. „Vorsteher, unsere Kirch' hält nicht mehr lang, drum wird in vierzehn Tagen mit Bauen ang'fangt. Dahier hab' ich die Plän' schon lang, und statt dem Oberhuber seinen zwölfhundert Gulden hab' ich von meinem Vermögen in diesem Büchle was ang'legt — ich mein', es soll g'rad reichen. Das aber sag' ich Euch, Bauern! bei den Fuhren und allen Handdiensten, die ich brauch', müßt Ihr fleißig beihelfen, daß Euch die Schwarzen trachen. Den Polier und Baumeister mach' ich selber, und den hochwürdigsten Herrn Bischof hoffen wir zur Kirchweih hier zu haben, wenn wir den Neubau einweihen. Jetzt aber hab' ich nur noch eine Bitte: Monsignore! Übermorgen acht Tage ist mein fünf- und zwanzigjähriges Einstandsfezt in dieser Pfründe, die sonst kaum einer mag, wo ich mich aber“ — hier fuhr es wie ein Schatten über sein Gesicht — „trotz eines noch immer nagenden Schmerzes so gut eingelebt und wohlbefunden habe. Bleiben Sie die paar Tage bei mir und helfen Sie mir das Fezt mitfeiern. Wir können's ja hintelegraphieren lassen, daß man in der Bischofstadt keine Besorgnis um Sie hat.“

„Herr Amtsbruder,“ erwiderte dieser und schüttelte des Expositus beide Hände, „Mann mit dem goldenen Herzen in etwas rauher Schale! Sie haben mir meine Hochachtung abgerungen und meine herzliche Zuneigung obenein. Ja, mit Freuden bleibe ich Ihr Gast!“

„Habt Ihr's gehört, Ihr Innerforchener, jetzt werdet Ihr wohl zufrieden sein mit Euerm Expositus! Heda, Steinbauer!“

Der Angerufene trat vor Theres hin und sagte: „Häuserin, schamen muß i mi vorm ganzen Dorf — mach mit mir, was d' willst, grad' verzeihen thu mir in Gottes Namen, sonst muß i auf und davon gehn.“

Theres reichte ihm die Hand. „Ist schon verziehen, lieber Naz,“ so fiel der Expositus ein, „und deine Straf' sollst auch gleich kriegen. Du machst dich gleich auf nach Hocheß, tragst zum Postmeister meine zwei Lagelen* hinunter und sagst, er soll sie füllen mit dem allerbesten Weizen, er weiß schon, welchen ich mein', wo die schwarze Kat' d'rauf sitzt. Und die Postfraumutter soll eine ganze Keitern voll Biskoten machen, nachher Brot und Mehl und Fleisch, was dir die Häuserin anschafft. Und hörst, herauftragen

* Lagelen = kleine, längliche Weingeschirre.

mußt alles selber; mit dem Schweiß deines Angesichtes sollst du deine Schuld abwaschen.“

„Und wenn i a duzendmal rennen müaßt, mir is ka' Weg mehr z'lang und z'schlecht für Ent! Und dan' auch schön für die gnädige Straf', glei' will i gehn,“ sagte der Bauer und wischte sich die Augen, herzlich froh, daß er so gut davongekommen.

„In einer halben Stunde gehst,“ mahnte Antonius, „du wirst auch ein Telegramm oder ein Briefl' mitnehmen müssen. Dann thust mir den Herrn Viktor den Herrn Richter und Einnehmer, die Postmeisterleute und wen ich dir sonst noch aufschreib', hübsch einladen und sie möchten alle ganz gewiß kommen, damit wir doch auch „a bißl' a handfame Ansprach' haben, nicht wahr, Herr Amtsbruder? Und jetzt gehn wir essen; die Sach' hat mich hungri' gemacht!“

Unter allgemeinem Jubel und vielen „Bergel's Gott“ wurden die Hochwürdigsten und Theres in das Pfarrhaus zurückgeleitet.

V.

In den nächsten acht Tagen sah das kleine Hochalpennezt Innerforchen aus wie ein Ameisenhaufen, welchen ein fürwitziger Mensch mit einem Stöck' umgerührt hat. Da war ein Kommen und Gehen, ein Holen und Zutragen, und außerdem ein Beratern ohne Ende, denn jeder und jede wußte etwas anderes und Besseres. „Eine Ehr' müssen miar ihm antun, und dös ein' ausg'suchte!“ Darüber war man einig, aber wie?

„Wenn man ein' Pranger aufrichten thät' und den Lugschippel von ein' Steinbauern draußstellen,“ — meinte der Aufermoar — „dös müßt' ihn freuen, wöbändig freuen!“ „Und glei' ein' Stall dazu für'n größten G'meindeesel, und der bist du! Hast vergessen, daß er g'sagt hat: Alles ist verziehen.“

„Aber i hab' es,“ so fiel der Steffelbauer ein, „a Schüt' is unser Herr Antoni, a Schiek'n geb'n m'r ihm.“

„Dös is a mal eppes, das si' hören laßt,“ rief der Eishofer, „und d' Musi net vergessen, dös is die Hauptsach'.“

„Und d' Kirch' net übersehn,“ sagte mahnend der Meßnerker.

„Mander, stad sein, ißt hab'n wir's,“ — gebot der Vorsteher. „Einen neuen „Himmel“* laufen wir ihm. A Schand' is es mit unsern alten Himmel. Hat's ihm net beim letzten heiligen Blutstag gar auf'n Kopf g'regnet durch die Löcher durch? I selber hab' mi dafür g'schamt, wie a Bübl' mit nass'n Hosen! Ein' neuen Himmel — wer geht mit in die Stadt? — Am andern Tage schon gingen ihrer drei auf den Kauf. —

Da kam aber auch noch die Frau Kösl von Hocheß herauf, die Postfraumutter, und waren die Mätkner vor lauter Raten und „Auskopfen“** völlig kopflos geworden, so war am selben Tage der strengste Fasttag, der jemals in Innerforchen gehalten werden mußte.

* Himmel = Traghimmel, wie er bei Projektionen gebraucht wird.

** Auskopfen = auskügeln.

Was beim Feuer nicht versotten oder verbrüht, verbraten oder versalzen ward, das hatte an dem Tage den Herd nicht gesehen. Dafür holten die Weiber aus heimlichen Sparbüchstein und eingebundenen Lüchelzipfeln Schasthaler und versteckte Kaffeekreuzer hervor, und mit unbeschränkter Vollmacht wurde Frau Rosl beauftragt, alles drauf gehen zu lassen, „dem guten Herrn Antoni zu Ehr' und zu Lieb'.“

Als nun am Sonntage die Morgen Sonne anfang, die schneebedeckten Häupter der Bergriesen zu vergolden, da trachten die Böller, daß es tausendfach von den Felswänden und Schründen, aus den Mulden und Thälern wiederhallte; die Silberdöne der Glöcklein im Kirchturme jubelten wie heller Lerchenfang in die Lüfte, und das vom Herrn Antoni selbst geschaffene Waldhornquartett begrüßte in den reinsten und schönsten Tönen den allgemeinen Festtag.

Theres, die Wirtschäfterin, stand unter der Thüre und rief, in die Hände klatschend, wiederholt ins Haus: „Hochwürden Herr Vetter, kommen S' doch heraus! Wie schön! Wie wunderbar schön!“

Antonius aber kniete derweilen in der Vorlaube vor dem Bilde des Erlösers, in inbrünstigem Gebete versunken. Jetzt sah er vertrauensvoll zu dem göttlichen Dulder auf, und vor seiner Seele erhob sich der Vorhang über längstvergangene Zeiten. „Also heute bin ich vierzig Jahre Priester — eine lange Zeit — und hundertzwanzig Jahre hier oben an der

Grenze menschlicher Wohnungen — das ist im Grunde genommen noch viel länger! — Wie war es doch dazumal, Antoni? — Ein junger Lehrer am Seminar warst du; man hielt dich für einen geschickten Kopf, und beliebt warst du bei jedermann. — Noch steht er lebhaft vor meinen Blicken, der junge Mummis von dazumal mit dem frohen Angesicht, den die kalten Mauern des Seminars einengten wie ein Gefängnis, dem er um jeden Preis entfliehen wollte. „Strafen müssen wir ihn, hart strafen; das wird ihn beugen,“ sagten die andern. „Auslassen, das ist für ihn allein das Glück; ein gezwungener Priester — ein schlechter Priester!“ meinte ich. — Wort stößt wider Wort, mein Gewissen bäumt sich und springt mir auf die Zunge. „Wenn erfahrene Männer sprechen, haben Sie zu schweigen,“ polterte man, und mein Gewissen schreit: „Thut, was Ihr wollt, aber nicht immer ist der Jüngere der Dummere!“ In Innerjorchen hat man mich über dieses Wort nachdenken lassen —

fünfundzwanzig Jahre lang. — Und hat denn nicht die Zeit mir recht gegeben? Hat nicht das Blut des jungen Unglücklichen ein himmelschreiendes Zeugnis meinem Räte ausgestellt? — Aber still, Antonius, wirf keinen Stein auf deinen Nächsten!“

Und weiter betete er vor dem Gekreuzigten: „O mein Erlöser! Ich habe gefehlt! Du weißt es aber auch, ich habe bereut und bereue es noch heute. Aber um eines bitte ich dich mit erhobenen Händen: laß mich nicht von hinnen gehen, ohne das erlösende Wort des verzeihenden Friedens gehört zu haben. Doch nur nach deinem heiligsten Willen, dem ich mich auch heute in aller Demut unterwerfe, quoniam Tu solus Sanctus, Tu solus Dominus, Tu solus Altissimus.“

„Amen“ ertönte hinter ihm die Stimme des höchlichen Kommissärs. „Antonius, du goldbreine Seele, reich mir die Hand, sei mein liebster, bester Freund!

Gott hat dein Gebet erhört, ich bringe dir den Frieden, und heute vor deiner ganzen Gemeinde will ich ihn verkünden. Jetzt geh und rüste dich zu deinem Ehrenfeste!“ Er umarmte ihn und führte den vor Freude fast Gebannt in das Pfarrhaus.



„Aber Kinder, was treibt Ihr mit mir alten Manne!“

Noch war der Zeiger an der Uhr nicht bis zur achten Stunde emporgekommen, als der mit Tannenwinden, Wald- und Wiesenblumen reichgeschmückte Kirchplatz bereits von sämtlichen Insassen des Dorfes besetzt war. Zahl-

reiche Festgäste waren von nah und fern herbeigekommen, um Zeugnis zu geben für die allgemeine Beliebtheit des Herrn Antoni.

In der Mitte des Volkes stand Simon der Vorsteher und entfaltete unter allgemeiner Bewunderung den neuen Himmel; der Steffelbauer kam mit den Schützen, die neue Scheibe tragend, in deren Mitte ein brennendes Herz gemalt war. Darunter stand: „Vivat der Herr Antoni!“ und rund herum stand: „So brennend wie des Herz allhier, So groß ist unser Lieb' zu dir!“

Rosl, die Posttraumutter, kam an der Spitze der festträglich gekleideten Weiber und zierlich gepudsten Kranzjungfern, das Ehrengeschenk für den Jubilar noch in einer Schachtel verborgen haltend.

Jetzt läuteten die Glocken zusammen, die Böller dröhnten und der Vorsteher mit den beiden Räten

* „Weil du allein der Heilige, du allein der Herr, du allein der Allerhöchste bist.“

holte den Expositus aus dem Widdum. Ihnen folgten der Domherr und die erschienenen Festgäste. Vor der Kirche nahm Simon Aufstellung, um eine Rede zu halten, die ihm der Schulmeister seit etlichen Tagen einzustudieren bemüht gewesen. Er stolperte aber schon über den Anfang, und mit den Worten: „Ach was! i werd' mich mit dem Schulmoaster seiner Salbaderei plagen,“ legte er los: „Allerliebster Herr Antoni! Ein' unbändige Freud' haben m'r, daß m'r di heunt an dein Ehrentag begrüßen und dir für alles danken können. Als ein klein's Zeichen hab'n m'r Gott zu Lob und dir zu Ehr' den neuen Himmel machen lassen. Nimm's gern an und bleib unser lieber, guter Herr Antoni!“

Der Steffelbauer trat vor: „Und a Schießen ihum m'r heunt halten, dir zu Ehren, und thäten halt bitten, daß du's auf derer Herzensscheiben anhebst!“

Antonius lachte: „Ein Schießen auch noch? Habt Ihr auf meine Liebhaberei auch denkt? Na, wenn ich mein Mittagswein' eing'nommen hab', werd' ich der schönen Scheiben keine Schand' machen.“

„Jetzt laßt mich reden,“ fuhr Frau Rosl drein. „Miar Weiberleut sein sonst um d' Wort nit verlegen — aber igt fällt mir wirkli' nichts anders ein. Lieber Herr Antoni, miar sag'n halt fleißt für alles Vergelt's Gott und gratulieren recht schön. Und Weiberleut sind amol so: was miar lieb hab'n, mögen miar auch gerne recht schön sehen und pußen. So haben miar Weiber und Madeln a G'schenk herg'richtet. Wegner, geh daher und hilf mir!“ Rasch nahm sie aus der Schachtel einen stattlichen nagelneuen Chorrock mit den feinsten Spitzen; Herr Antoni mußte hineinschlüpfen und gleich auch das neue Birret aufsetzen; die Mädchen aber legten um seinen rechten Arm einen großen Kranz aus künstlichen Goldblumen.

„Aber Kinder, was treibt Ihr mit mir alten Manne? Wollt Ihr mich mit Gewalt hoffärtig machen? Monsignore, was soll man dazu sagen?“ so wandte sich der Geseierte an den Domherrn, „sind das nicht gute Leut?“

Der Angesprochene entgegnete: „Liebe Bewohner von Innerforchen! Ich bin heute Zeuge eines Festes, das in seiner lebenswürdigen Einfachheit und ungeheuchelten Liebe mich fast überwältigt. Welch herrliches Bild — diese Gemeinde, deren Mitglieder mit ihrem Seelenhirten eines Sinnes und eines Herzens sind! Darum verkünde ich auch mit doppelter Freude, was ich zu sagen habe: Lieber Amtsbruder! Wieder wie vor acht Tagen siehe ich hier als bischöflicher Kommissär und teile dir in hohem Auftrage vor deiner versammelten Gemeinde mit: Der Friede des Herrn sei mit dir! Ausgelsöcht und vergessen ist alles und“ — hiermit öffnete er ein Schreiben — „Seine Bischöflichen Gnaden beglückwünschen mit vollster Teilnahme den Herrn Expositus Antonius Treuherz zu seinem Jubelfeste und ernennen denselben als besonderes Zeichen Ihrer Zuneigung zu Ihrem Bischöflichen geistlichen Rate.“

Da wurden auch dem alten weiteresten Herrn die Augen feucht, aber sein Frohsinn gewann bald

wieder die Oberhand. „Herr Amtsbruder, ich danke dir von Herzen und meinem hochwürdigsten Herrn werde ich gewiß keinen unhöflichen Brief mehr schreiben. Was hab' ich gelagt vor acht Tagen: Gottes Fügungen sind wunderbar! Ein Gericht sollte auf mich niederfahren, nun sendet der Himmel alle Ehren über seinen unwürdigen Diener Antoni. Jetzt in die Kirche! Laudemus et adoremus eum in saecula!“ — — —

In die anderthalb Jahrzehnte lang wirkte Antonius noch als Seelsorger in seinem lieben Bergdörflein. Gesund aber ruhet er schon seit etlichen Jahren im kühlen Erdensohne auf dem Gottesacker zu Hohefeld. Kein Jahr vergeht, ohne daß nicht Leute von Innerforchen mit Rauten und Edelweiß herabkommen und mit diesen Königinnen der Alpenblumen die stille Ruhestätte schmücken — die Ruhestätte ihres „guten Herrn Antoni“.

Toni, der Faulpelz.



er Toni brauchte nicht erst einen Schwur zu thun, daß er kein Herenmeister und kein Schnellläufer sei. Man glaubt es ihm ohnedem und sah's ihm auf tausend Schritte an; er war das reine Murmelsteu von Phlegmatik und Schlafmützigkeit. Nur eine Ausnahme gab's: das war, wenn er hinter dem Tisch saß — beim Essen! Da zeigte sich's, daß seine Gelehte durchaus nicht eingetrostet waren. Ja, da

stellte er seinen Mann und nahm es mit jedem auf. Sonst aber war der Toni die Faulheit in Person. — sich zur Last, dem Bauern, der Bäuerin, allen Leuten zum Verdruß. Weckten sie ihn — ungewohnt stand er überhaupt nicht auf; er hätte bis zum jüngsten Gerichte durchgeschlafen! — so drehte er sich erst etlichemale im Bette herum; dann fuhr er mit der geballten Hand über die halbgeöffneten Augen, gähnte laut und sperrte das Maul auf, als wollte er den neuen Tag gleich verschlingen. Und wie lange dauerte es, bis er die Kleider am Leibe hatte! Eine gute halbe Stunde verstrich, bis der eine Strumpf und dann der andere an den Füßen saß, und bevor er die kurzen, ehemals Sammet gewesenen Hosen anhatte, — ach, was gab es da für ein Jammern und Stöhnen! Zum Waschen und Kämmen brauchte er hingegen die wenigste Zeit; da war er im Nu fertig.

* Lasset uns ihn loben und anbeten in Ewigkeit.

So war der Toni, so trieb er's! Sein Bauer war fuchswild auf ihn, und einen Tag um den andern sagte er sich: „De isch so ful, as er stinkt. Er verdient 's Wasser an d' Suppe nit; aber fresse thuet er für drei. Wenn i nur den nie g'feh' hätt! Aber was will i mache, i han en dunge, i mueß en b'halte bis Neujohr. Aber derno reist er, für sell bin i guet!“

In der ersten Adventswoche, am Dienstag, begiebt sich etwas Ungewöhnliches mit dem Toni. Er ist beim Dreschen und schlägt mit dem Flegel auf Halm und Roggenähren, daß die Körner an den Wänden hinausspritzen und ihrer viele bis vor die Tenne fliegen, worüber die Spatzen, die lungernd dabei sitzen, ihren Spasß haben.

Der Bauer vermeint, sich verhöhrt zu haben, als er den Takt vernimmt, in dem der Toni drischt. Er geht hinaus und kann sich gar nicht genug verwundern, daß es wirklich und leibhaftig der Toni ist, der so drauf los schlägt und drischt. Vergnügt reibt er sich die Hände und geht wieder zum Weibe in die Stube hinein. „Hütt mueß er dra' glaupe', der jul' Toni, der liederig; 's hett 18 Grad Chälti duß, do mueß er scho schaffe, wenn er nit a'g'riere will. O, wie mi des freu! Wenn 's nur no lang so halt wär, derno hätt' i doch no e weng Pläßer für de viel Verdruß, wo-n-i 's ganz' Johr mit dem Schlingel g'ha' ha'. Gieb em doch e weng mehr Speck z'Nüni (Neun-uhrbrot), wenn er e so schafft!“

Das größere Stück Speck, das Toni richtig „s' Nüni“ bekam, mundete ihm vortrefflich, aber das arge Frieren und das viele Schaffen war ihm trotzdem ganz verleidet.

Nachdem er den Speck gegessen und den Schnaps getrunken hatte, klappete er das Messer zu, welches er, des Verlierens wegen, immer an einer Kette am Hosentknopf befestigt trug, und stand bedachtsam auf, so bedachtsam, wie es selbst der Toni bisher nicht fertig gebracht, — denn es war ihm ein Gedanke gekommen. —

Schon hatte er die Thürfalle in der Hand, da zog er mit einemale die Hand wieder zurück und fuhr sich damit über die linke Seite des Rückens, indem er zu gleicher Zeit einen Mordschrei von sich gab. Dabei schnitt er ein Gesicht wie die Maus im Käsenstall.

„O je, o je!“ schrie er, „i ha's im Chrüz (Kreuz); 's isch wahrli e Hereschut. Meister, i mueß ins Bett, i cha mi nimmi bucke.“

„Du biich aber doch e Dunderwettersterli, e b'essene. Wemme-n emol meint, de wöllsch di au bessere und e weng schaffe, so sangsch di gli wieder a g'hebe und lisch ins Nest. Mach, as d' use chunsch in d' Ebammere! Wenn's aber bis morn (morgen) nit guet isch, gohsch mer ins Spital. Me muß guweg zahle dri und i will di nit umsonst fuettere; halb umsonst han i's scho lang tho;“ so sagt der Bauer.

Der Toni aber drückt sich in die Kammer, doch besser wird's nicht mit ihm, und er kommt richtig

ins Spital. Da aber gefällt es ihm ausnahmsweise gut.

„Jez han i's doch au emol guet,“ sagt er sich, „Jez han i der ganz g'schlage Tag ins Bett liege, ha guet z'essen und z'trinke und bruch' nüt schaffe. Sell weiß i: so gli gang i do nit furt, es g'fallt mer. Wenn i's bim Meister nur halber so guet hätt, so wott i no z'riede si. Aber do sott me-n im Heuet mache, as d'r Buckel chragt, und Chorn schnde und Garbe lade, und im Winter, wenn ein d'Zinzer hurunnigle, sott me no dresche. Nai, i dank!“ —

Nicht so gut, wie das Spital dem Toni, gefiel der Toni dem Spital, insbesondere nicht dem Herrn Doktor. Der sah ihn oft von der Seite an und wollte an des Toni „Remmatismus“ und an seinen „Hereschut“ nur halb oder gar nicht glauben. Gar oft mußte Toni aufstehen und „gymnastische Übungen“ machen, was er auch mit Händen und Füßen recht schön that. Sagte aber der Doktor: „Nun büden Sie sich!“ — dann bekam unser Toni einen Krebsrotten Kopf und strengte sich an, daß die Augen aus den Höhlen traten; aber im Rücken blieb er einmal steif, so steif — na, ein Sägebock ist dagegen ein Kauschufmann.“ —

Trotzdem blieb der Toni dem Doktor verdächtig, er hielt ihn für einen „Simulanten“. Mitunter fiel der Toni auch aus der Rolle, und dann konnte er sich büden, daß es eine Freude war. Spielte er zum Beispiel mit seinem Nachbar „Sechsunndsechzig“ und ließ eine Karte fallen, dann vergaß er sich im Eifer, griff zu und bückte sich, als ob's keinen Rheumatismus in der Welt gäbe.

Da trat der Doktor, um dem Schwindel ein Ende zu machen, eines Tages vor Tonis Bett und sagte: „Ihre Krankheit macht mir viel zu schaffen. Ich will deshalb ein Radikalmittel anwenden, damit die Sache vorwärts geht. Es bleibt mir nichts übrig, ich muß operieren. Wir wollen Ihnen ein Loch in den Rücken schneiden, um ein Eiterband durchzuziehen.“ Der Doktor glaubte, das würde den Toni schrecken. Aber da irrte er sich gründlich. So lange der Doktor nur drohte, stand der Toni nicht auf; da war er viel zu faul dazu.

Aber es wurde Morgen, und nun kam der Doktor wirklich und war angethan mit einem laugen weißen Rock, an dem die Ärmel aufgestülpt waren wie beim Metzger; eine weiße Schürze hatte er obenin vorgebunden. Er ging direkt auf Tonis Bett zu, und auf dem Fuße folgte ihm ein Wärter mit einem Brett, auf dem allerlei Messer, Messerchen und andere Instrumente stimmerten und blitzten.

„Rehren Sie sich um,“ sagte der Arzt, „wir wollen jetzt die Operation vornehmen!“

Jetzt bekam's der Toni doch mit der Angst; er wurde blaß und zitterte. „Herr Dokter,“ sagte er, „i mein', es sei nit nötig. Hütt nacht, so um e zwölftum hett's im Rücken e Chrach thue; jez thuet's mer gar nimmi weh. I mein', mer chönnte's gelte lo (lassen) mit dem Operiere!“

„Ich mein's auch,“ erwiderte der Doktor, „aber

heute mittag verlassen Sie das Spital, und kommen Sie mir wieder mit Ihrem Remmatismus, dann tanzen wir anders zusammen!"

Das war deutlich, so deutlich, daß der Toni nur noch einmal gut zu Mittag aß und dann gleich seine Siebrusachen ins Nasrüchle hand und wieder heimwärts trabte zum Bauern. Einen Triumphbogen sand er da aber nicht vor, als er ankam.

Der Bauer stand an der Thüre und ließ sich vom Toni erzählen, wie es ihm im Spital ergangen war. Er merkte wohl, daß der Doktor den Hautpelz durchschaut hatte. Ein Muster von Fleiß ist auch seitdem der Toni gerade nicht geworden; wenn er aber mit dem Drehschlegel oder dem Spaten gar nicht voran will, dann fragt ihn der Bauer: „Heß wieder Remmatismus und willst ins Spital?“ „Beileibe nit,“ meint dann der Toni, schüttelt sich und nimmt einen etwas schnelleren Takt an.

Der Probestein.

Im letzten Jahre hat der Gemeinderat zu Niederobertiefenstein eine schwere Arbeit gehabt: er hat ein neues Spritzenhaus ausgeführt. Die Bürger waren auch so ziemlich mit allen Handwerkern zufrieden. Aber über die Steine, insbesondere die Ziegelsteine, ward im stillen räsonniert. Sie sollten nicht gut genug sein, keine schöne Farbe und dafür Risse haben — so ging das Gerücht, das am Ende auch dem Bürgermeister zu Ohren kam. Den Herrn Bürgermeister wurmt das, denn er hatte die Steine selber ausge sucht. So nahm er sich vor, dem Stadtrate darüber die Augen zu öffnen. Flugs that er sich an, um sich nach dem Bauplatze zu begeben und dort einen Probestein zu entnehmen. Er wollte den Stadtraten einen von den schönen, glatten, zierlichen Verblendern vorweisen, ihnen denselben — so zu sagen — unter die Nase reiben, damit sie doch sähen, was er, der Bürgermeister, für ein Prachtmaterial fürs Spritzenhaus ausgesucht hätte. Im Weggehen ruft ihm die liebe Ehefrau zu: „Hör mal, thu mir den Gefallen und bring mir doch zum Nachteffen von Meyers einen Käse mit; du weißt ja, einen von der großen, dicken Sorte.“ Als gehorsamer Ehemann, der er ist, — geht er richtig vor allem hin, kauft besagten Käse und steckt ihn hinten in die Rocktasche. Gleich neben Meyers ist aber der „schwarze Bär“; also auf ein Momentchen hinein, um sich für die schwierige Ratsitzung durch ein Schöppllein zu stärken! Wie es aber so geht, wird aus dem „Momentchen“ ein ganzes langes Weilchen, ja ein Stündchen fast, und aus dem einen Schöppllein werden ihrer drei; dann aber eilt unser Bürgermeister, so rasch ihn seine Beine und die drei Schöppllein tragen können, ins Rathhaus. Auf der Treppe fällt ihm ein: „Herrje! du hast ja wollen einen von den Ziegelsteinen mitnehmen.“ Er greift sich hinten hin an die Rocktasche; da diese schwer herunterbaumelt, ist er vollständig beruhigt; er macht die Thür zum Ratszimmer auf, setzt sich mitten unter die Stadt-

räte an seinen gewohnten Platz und fängt alsbald an, gewaltig zu räsonnieren, daß die Ziegelsteine zu dem Spritzenhause so schlecht sein sollen und doch so gut sind! Die Stadträte machen merkwürdige Gesichter dazu; besonders des Bürgermeisters nächste Nachbarn schauen verstört drein; sie rücken von ihm ab, sehen sich um und schnuppern mit der Nase in die Luft, als ob sie etwas sehr Bedenkliches rüchen. Der Bürgermeister faßt das so auf, als ob man ihm nicht glaube, er wird hitzig, greift hinter sich in die Rocktasche und ruft: „Was, das soll kein guter Stein sein? So sehen Sie doch gefälligst selbst!“ Damit wirft er sein Pateischen auf den Ratstisch und schlägt die Umhüllung auseinander. Gespannt schauen die Stadträte darauf hin, dann aber schieben sie all insgesammt mit Entsetzen davon; denn was war's? Kein Ziegelstein, sondern einer von Meyers Steinläsen, alte abgelagerte Sorte.

Capitane Franzmänner.

In der Schlacht bei Wörth bekam eine Kompagnie Infanterie vom ersten heßischen Armeecorps den Befehl, vorzugehen und eine Brücke zu besetzen, die unweit des Dorfes Gunstett über die Sauer lähere. Der Kompagniechef konnte zwar die Brücke nicht sehen, die gemeint war; sie stand auch auf seiner Karte nicht; aber er ließ seine Jungen antreten, und munter ging es drauf los. Ungefähr marschierte die Kompagnie wohl eine halbe Stunde lang durch Wald, Wiese und Feld, während von Norden her das Gedröhne der Schlacht ertönte, bis sie richtig an der Sauer anlangte; aber eine Brücke war nirgends zu sehen. Der Hauptmann trabte am Ufer des Baches entlang, um die Brücke zu finden. Richtig, etwa hundert Schritte seitwärts lag sie und dabei stand — eine Abteilung französischer Pioniere, die sich in verdächtiger Weise an der Brücke zu schaffen machte. Der Hauptmann zieht seinen Revolver, sprengt kühn auf die Franzmänner los und ruft ihnen in bestem Französisch zu: „Mille tonnerres, que faites-vous là?“ (Zum Donnerwetter, was macht Ihr da?)

Die Franzosen sind starr; starr, daß plötzlich der Feind erschienen ist und daß er sie obenein französisch anredet. Keiner rührt sich. Endlich sagt einer schüchtern: „Nous allons détruire ce pont-là.“ (Wir sind dabei, die Brücke hier zu zerstören.)

„Na, das laßt mal hübsch bleiben!“ schreit der Hauptmann jetzt auf deutsch, und die Franzosen gehorchen, bleiben schön stehen und lassen sich ruhig vom Feldwebel gefangen nehmen, der von selbst bezwegeilt war, als er seines Hauptmanns Stimme vernommen hatte.

Und das ist wirklich und wahrhaftig geschehen, wenn's auch beinahe nicht zu glauben war. Aber der Hinkende hat es von einem, der dabei war und es selbst erlebt hat.



Mit gespanntem Revolver treten sie ein.
 Die Passagiere zetern und schrei'n
 Vor den schwarz bemalten Gefellen.
 „Das Geld her!“ ruft mit donnernder Stimm'
 Der Hauptmann. „Es ergeht euch schlimm,
 Will einer zur Wehre sich stellen!“

„Die Hände empor!“ — Sie gehorchen stumm,
 Die Räuber gehn im Wagen herum
 Und rauben Gold und Geschmeide.
 Ein Mädchen aus Boston im Wagen sitzt,
 Ihr schönes, leuchtendes Auge blizt
 Vor lauter Bewundrung und Freude.

„Du bist ein Held!“ zum Hauptmann sie spricht;
 „Ich bin die Deine, verschmähe mich nicht! —
 Gebe Herz und Hand dir zu eigen.
 Die hier sind Memmen! Mein Vater hat
 Millionen und nimmt dich an Kindes Statt,
 Führ gleich mich zum Hochzeitsreigen.“

Gesagt, gethan. Der Hauptmann, erstaunt,
 Beigt sich zum Werke nicht übel gelaunt,
 Hebt rasch aufs Pferd seine Beute.
 Setzt selbst sich darauf und sprengt davon
 Mit der süßen Braut und ruft noch zum Hohn:
 „Ich nehm' euch zu Zeugen, ihr Leute!“ —

Amerikanisch.

Die Lokomotive schnaubt und leucht,
 Sie aufzuhalten ist wahrlich nicht leicht;
 Und doch, drei Burische, verwegen
 Bewaffnet sprengen entgegen dem Zug,
 Sie donnern ihr „Halt!“ — und das ist genug,
 Sein Rasen in Ketten zu legen.

Seit jenem Tage füllen sich an
 Die Wagen auf der Pacific-Bahn
 Mit Mädchen, die allesamt trachten
 Nach einem Helden, wie jener es war.
 Von solchen „entführt“ zu werden, fürwahr, —
 Das ist's, wonach alle sie schmachten.

Zahrer sinkender Note für 1899.



Die Erbschaft.



Mit der Saalmüllern stand es schlecht, ja erbärmlich ging es ihr seit etlichen Tagen. Die Lene — ihr Pflegekind, sozusagen ihre Nichte — hatte es nur nicht wahr haben wollen. Engbrüstig war die Tante ja von jeher gewesen und etwas mehr oder weniger machte da wohl keinen Unterschied. Die Alte selbst hatte immer gemeint, es käme von dem vielen Nebel her; den habe sie ihr Lebtag nicht vertragen können. „Wenn ich morgens in der Früh' aus der Thür komme und der Nebel ist da und von der Sonne ist nichts zu sehen, dann hab' ich's gleich immer auf der Brust gehabt. Es hat sich aber immer wieder gegeben.“

Diesmal aber gab es sich nicht; im Gegenteil, es wurde immer nur schlimmer — so schlimm, daß die Saalmüllern zuletzt überhaupt nicht mehr aus dem Bette konnte. Als die Hausmittel nichts halfen, ging die Lene nach Jena hinein, zu einem Herrn Professor in die Sprechstunde. Dem sagte sie alles bis aufs kleinste und bat ihn, doch einmal herauszukommen zur Saalmüllern. Solch ein Professor aber hätte viel zu thun, wollte er zu jeder Bäuerin gehen; er schickte einen seiner Gehilfen, der auch schon ein sehr gelehrter Mann ist, und der klopfte der Bäuerin Brust und Rücken sorgsam ab, meinte dann etwas von „dumpfem Ton“ und „angewachsenen Lungenzipfeln“ und schrieb schließlich was auf zum Einnehmen: ein Fläschchen mit Tropfen. Viel mehr aber, als auf die Medizin — so sagte er — käme es auf Schonung und Pflege an. „Wein muß sie trinken und was Gutes, Kräftiges essen.“

Das gefiel nun der Saalmüllern ganz und gar nicht. Was der Doktor sich nur dachte! Er meinte wohl, daß sie Not litte — sie, die reichste Frau im Drie? Wenn sie Appetit auf Eierkuchen mit Speck oder Sauerkraut mit Salzknochen oder sonst was Gutes bekam, so ließ sie sich's eben von der Lene kochen. Das Schlimme war nur das, daß sie nur etliche Bissen davon herunterbrachte; gleich blieb es ihr im Halse stecken. Das lag doch eben an der Krankheit,

daß sie so wenig aß, aber nicht daran, daß sie's nicht gönnte.

Unzufrieden war sie auch mit den Tropfen. Es war ja richtig: sie machten die Anfälle schwächer, die Bäuerin aber nicht stärker; die blieb im Bett und konnte sich nicht rühren. Freilich der Doktor hatte selbst keinen Wert auf die Tropfen gelegt. Warum hatte er dann aber nicht was Besseres verschrieben? Etwas, das mit zugriff und der Krankheit den Hals abdrehte?! —

„Hör, Lene,“ meinte die Bäuerin eines Morgens als sie gar so schwach war, „es geht nimmer, du mußt mir die Seiffarten holen, die wird's wissen, was zu thun ist.“

Die Seiffarten aber war eine gar kluge Frau, überall herum in hohem Ansehen. Sie hatte es weg und machte aus Hundsfett, Kälbermagen und noch etwas, was sie nicht verriet, eine großartige Salbe und einen Thee machte sie zurecht aus Kräutern, die sie ganz allein kannte — einen Thee, vor dem alles wegging wie es schmiert, mochte es sein, was es wollte. Obenein verstand sie auch die Kunst, Krankheiten durch bloßes Streichen mit den Händen wegzubringen.



„Seht, Bäuerin, da hat sich die Lust verjakt und kann nicht raus.“

Die Herren Doktors in der Stadt mochten freilich von ihrer Kunst nicht viel wissen; ja der Doktor Grimming in Jena hatte sie schon einmal wegen Ausrufscherei angezeigt, worauf die Seiffarten aufrichtig schweres Geld zahlen und sogar hundert sitzen mußten. Wie sie wieder heimkam mit

dem Gefängnis, hatte sie nur immer höhnisch gelacht und dazu gemeint: „Die dumme Dohle woll'n sich auf euch Bauern verstehen! 's Geld nehmen sie euch ab, aber die Krankheit nicht. Das verstehen andere Leute“ — womit sie sich selber meinte. Evidenterweise war sie selbst aber nichts weniger als gesund; sie hatte es arg mit dem „Reißen“ zu thun, mit einem bösen Reißen in den Weinen, und das war nach und nach so schlimm geworden, daß sie kein Jahr und Tag nur noch am Stöcke gehen konnte.

Die Seiffarten also kam ans Bett der kranken Saalmüllern. Sie sah die Bäuerin erst eine ganz lange Weile an und sagte kein Wort dazu, genau so, wie's ja auch die gelehrten Professoren machen. Mit ihren schwarzen, stehenden Augen schaute sie die Bäuerin an, als wollte sie ihr durch und durch durchfahren. Dann tupfte sie ihr auf die Brust und sagte: „Seht, Bäuerin, da sitzt die Krankheit. Da hat sich die Lust verjakt und kann nicht raus, drum

ist das Atmen so schwer. Zuerst muß die alte Luft heraus, und dazu werde ich einen Thee machen und den trinkt Ihr!"

"Wird der aber auch wirklich helfen?" fragte die Saalmüllern.

"Wird schon, wird schon," so beruhigte die Seiffarten.

"Mit so 'nem kleinen Übel wird die Seiffarten doch fertig werden!"

"Aber der Doktor meinte doch . . ."

"Ach was, die Doktors! Die wissen's nicht, woran die Sach' eigentlich liegt." Dann ließ sie sich eine kleine Anzahlung von zehn Mark geben und humpelte davon.

Der Lene aber, die sie bis in den Garten begleitete, um doch einmal unter vier Augen über den Fall damit ihr zu sprechen, sagte sie achselzuckend: "Das wird nie nichts, Kind. Es geht zu Ende."

Darüber erschrak die Lene aufs ärgste. Die Knie zitterten ihr, daß sie sich an dem Statetzengaum halten mußte, um nicht umzufallen.

"Aber warum haben Sie ihr denn gesagt —"

„Das ließ sie heraus — daß —"

"Daß es wieder besser wird mit ihr? Ja, was hätte es genützt, daß sie die Wahrheit hörte? Sie soll lieber denken, daß sie wieder gesund wird, da hat sie dann doch noch 'ne rechte Freude in ihren letzten Tagen."

Das klang so aufrichtig, daß man beinahe glauben konnte, die Seiffarten hätte der Kranken aus reinem Mitleid ihr nahes Ende verschwiegen, und in Wahrheit war es doch nur schöne Heldgier. Die Lene wußte das auch recht gut; aber sie schämte sich, vor dieser Frau es auszusprechen, was ihr auf den Lippen brannte. Wenn die Sache nur nicht gar so wichtig für sie gewesen wäre. Handelte es sich hier ja um ihre ganze Zukunft.

"Aber ich? Was wird aus mir? Die Tante hat ein Testament gemacht, und wenn sie nun denkt, daß sie wieder gesund wird, dann macht sie's auch nicht mehr. Und sie hat mir doch immer versprochen, daß ich das Grundstück haben soll und alles dazu, was ihr gehört."

"Ja so! Hm, hm!" meinte die weiße Seiffarten und wog den Kopf zwischen den Schultern hin und her, so daß es aussah, als ob der Perpendikel an einer Uhr auf und ab ging. "Das ist allerdings eine böse Sache. Das thut mir leid, Kindchen, sehr leid, aber sehen Sie, da kann ich nu mal nichts nicht dran ändern. Ich bring's nicht fertig, ihr den Tod zu verkündigen; ich hab' zu 'n weiches Gemüt. Sie müssen sich wegen der Erbschaft schon damit trösten, daß Sie der Tante ihre letzten Lebenstage erleichtern. Das findet einmal Gottes Lohn."

Das Mädchen seufzte: "Das ist ja alles wahr und es ist mir ja auch nicht so sehr ums Geld an sich — nur —"

"Nur — was?" fragte die Seiffarten lauend. "Sprechen Sie doch, mein Herzchen."

Die Lene schüttelte den Kopf. "Lassen Sie nur — es ist ja doch nichts zu machen. Ich muß auch eht zur Tante. Guten Abend." Damit wollte sie

rasch ins Haus schlüpfen, doch die Seiffarten hielt sie zurück.

"Warten Sie noch einen Augenblick, Kindchen. Sehen Sie, ich sag't's Ihnen vorhin, ich könnt's nicht übers Herz bringen, der Kranken zu sagen, daß — — na und das ist auch wahr. Aber andernteils hab' ich doch 'n Herz nicht bloß für die Saalmüllern, sondern auch für Sie. Aber seh'n Sie, ich bin 'ne arme Frau und auch schon in die Jahre, und wenn ich ihr sag', daß es mit ihr zu Ende geht, dann ist's auch zu Ende mit mir und meiner Behandlung. Und dadrum — Sie können mir das nicht übel nehmen, liebes Kind — müßt' ich's schon sicher haben, daß ich nichts verliere, — also Sie müßten mir's schriftlich geben, Herzchen, denn das Mündliche, das hat keinen Verlaß. Und nicht allzu knapp müßt's sein, denn die Zeiten sind schlecht und mein Bein dazu. Also sagen wir — hundert —"

"Keinen Pfennig bekommen Sie von mir," schrie die Lene, die jetzt erst begriff, wo die lange Rede hinaus sollte. "Wie können Sie mir so etwas nur zumuten? Ich soll es mir mit Geld von Ihnen erkaufen, daß Sie meiner armen Tante sagen —? Schämen Sie sich nicht?"

"Haben Sie denn vorher nicht selbst gemeint, ich müßt's ihr sagen?" fragte die Alte hämisch.

"Ja, aber ich dachte, Sie müßten's aus eigenem Einsehen thun. Aber für Geld! Psui! Das ist schändlich, — schändlich!"

"So, so!" gab die Seiffarten zur Erwiderung. "Das heißt, daß Sie schon den Nutzen davon haben möchten, sich aber dabei nicht die Finger verbrennen wollen. Damit nachher, wenn vielleicht Ihre Tante von dem Schrecken 'n Schaden hat, Sie ihre Hände in Unschuld waschen und sagen, ich kann nichts nicht dafür, ich hab's nicht gewollt. Nee, nee, mein Herzchen, so haben wir nicht gewett!"

Die Lene war beschämt; zwar fühlte sie, daß die Alte ihr unrecht that, aber da sie zu schwerfällig im Denken und in der Rede nicht gewandt war, kam sie sich doch wie eine rechte Sünderin vor.

Die Seiffarten, die sie fortwährend mit ihren schiefen Blicken beobachtet hatte, mochte ihr Schweigen indessen wohl zu ihren Gunsten deuten, denn sie fragte jetzt wieder mit der alten widerlichen Vertraulichkeit: "Na, nun seh'n Sie doch, Kindchen, daß ich das nich so für nichts nicht thun kann, nich wahr? Sie geben mir das Meinige?"

Jetzt fand die Lene die Sprache wieder. "Nein, nein," rief sie, "ich gebe Ihnen nichts, gar nichts und ich will auch nichts. Sie sollen der Tante nichts sagen, ich will's nicht." Damit kehrte sie sich um und lief ins Haus.

"Aber Kindchen! So hören Sie doch," rief ihr die Seiffarten nach. Doch die Lene war schon fort.

"So 'n Nickel!" schimpfte die Alte hinter ihr drein. "Wer hätt' das gedacht!" Sie war wütend über den unerwarteten Ausgang. Da sie sich aber selbst für sehr klug hielt, so dachte sie auch jetzt, sie hätte alles gut gemacht und würde zum Schluß doch

gewinnen. „Sie wird sich schon besinnen, sie muß es,“ brummte sie und stieß mit ihrem Krückstock nachdrücklich auf die Erde, gleich als meinte sie's erzwingen zu können.

Die Kranke war inzwischen über der Lene langes Ausbleiben ungeduldig geworden. „Was habt ihr noch so ewig miteinander geredet?“ fragte sie mißtraulich.

„Ich hab' mir nur von der Seiffarten Bescheid geben lassen, wie der Thee zu nehmen ist,“ erwiderte das Mädchen mit unsicherem Ton.

„Und das hat 'ne ganze halbe Stunde gedauert? Du lägst,“ schrie die Kranke, da sie sah, daß Lene rot geworden. „Du hast sie gefragt, ob sie mir die Wahrheit gesagt hat, und sie hat dir drauß erzählt, daß ich bald sterben muß. Sterben, sterben! Ich will aber nicht,“ keuchte sie, „ich —“

„Um Gottes willen, Tante,“ rief die Lene erschrocken und eilte zu der Kranken hin. „Wie kannst du so was glauben —“

„Ich seh's ja an deinem Gesicht, daß du lügst! Sag die Wahrheit — wie steht's?“

Die Lene warf sich neben dem Bett in die Knie und nahm die abgemagerten, welken Hände der aufgeregten Frau liebevoll in die ihren. „Liebe Tante,“ sagte sie freundlich, „ich will dir's ja genau erzählen, wie's war; sei doch nur ruhig. Du hast recht, ich hab' sie gefragt, da hat sie mir daselbe gesagt wie dir.“

„Und das ist die Wahrheit?“ forschte jene noch immer ängstlich. „Warum hast du mir's dann nicht gleich gesagt — von selbst? Du kannst dir doch denken, daß es mich freuen würde. Aber freilich, was eine alte kranke Frau freut, daran denkt niemand, du am allerwenigsten. Ich bin dir bloß zur Last. Und ich hab's doch anders um dich verdient. Hab' dich aus dem Giebel gezogen, dich wie mein eigen Kind gehalten und zu meiner Erbin einsetzen wollen. Aber das — das ist's ja wohl, was dir im Kopf steckt — mein Grundstück und mein Geld. Du warrest auf meinen Tod. Ich sag' dir aber eines: noch hab' ich kein Testament gemacht, das bedenke dir. Und darum —“ ein heftiger Hustenanfall, hervorgerufen durch das laute Sprechen und die Aufregung, machte ihrem Zanken vorläufig ein Ende.

Die Lene that, was in ihrer Macht lag, um das Leiden zu lindern; sie stopfte die Kissen unter den Rücken, gab der Kranken ein Tuch, mit Essig und Kampfer getränkt, zu riechen und reichte ihr auch die Tropfen, die der Doktor verschrieben. So ging unter liebevollem Bemühen der Pflegerin der Anfall allgemach wieder vorüber.

Die vielen Qualen, welche die Kranke ausgestanden, machten, daß ihre zornige Stimmung ins Gegentheil umschlug. Bald war sie ganz wehmütig geworden; sie nannte die Lene „ihr liebes, gutes Kind“ und versprach ihr fest, sie, trotz all' der bösen Worte von vorhin, ganz bestimmt zu ihrer Erbin einzusetzen.

„Laß das doch jetzt, liebe Tante,“ bat die Lene freundlich. „Du darfst nicht sprechen; es greift dich an. Versuch lieber und sieh, ob du nicht ein wenig schlafen kannst.“

Gehorsam machte die Kranke die Augen zu: „Wirst du aber auch bei mir bleiben?“ fragte sie noch ängstlich. „Wenn ich aufwach' und ich bin allein, fürcht' ich mich so.“

„Ich rühr' mich nicht aus dem Zimmer,“ beteuerte das Mädchen; doch der Saalmüllern schien das noch nicht zu genügen sie faßte nach Lenens Hand und hielt sie fest. Nach wenigen Augenblicken schon lag sie im Schlaf.

Eine geraume Weile verharrte die Lene, ohne sich zu regen, dann aber wurde ihr das Stillstehen unerträglich. Es fing an zu dunkeln, und die Gegenstände um sie her verschwammen und waren solch' seltsame, lange Schatten. Dazu war es im Zimmer so schwül, denn die Saalmüllern bildete sich ein, daß jedes Zuglütchen ihren Husten verschimmerte, und so war den ganzen Tag über nicht gelüftet worden, und doch wäre eine Stube voll frischer Luft besser gewesen als alle M' dizin. Der Geruch von Kamillenthee und Kampfer that noch ein übriges, um die ohnehin schon verdorbene Luft erst recht schlecht zu machen. Es versetzte der Lene ordentlich den Atem. Wenn sie wenigstens einen Augenblick den Kopf durchs Fenster hätte stecken dürfen, dann wäre ihr gewiß wieder leichter werden. Sie warf einen prüfenden Blick auf die Tante. Ach, sie konnte es schon wagen, die Kranke schlief anscheinend fest. Aber wie gar so blaß sie war! In dem ungewissen Dämmerlicht sah das schmale, eingefallene Gesicht beinahe aus wie das einer Leiche. Und die Hand, o wie eisig kalt war diese!

Wenn sie am Ende schon tot war! Aus diesem irdischen Schlaf h'nübergegangen in jenen ewigen, ohne Kampf, ohne daß sie, die Lene, es gemerkt hant! Das Mädchen wurde von Grauen erfaßt; doch sie überwand sich und beugte das Ohr auf den Mund der bleichen Frau, um nach ihrem Atem zu horchen. Gott sei Dank, sie atmete, sie lebte noch. Und da murmelte sie auch im Schlaf ein paar Worte, ganz undeutlich, aber die Lene beruhigten sie doch, denn sie waren ein Zeichen des Lebens.

Sie erhob sich vorsichtig, ging auf den Rehen zum Fenster und öffnete es ein klein wenig, so daß ein schwacher frischer Lusthauch von draußen hereindrang. Wie wohl das that! Und da draußen waren auch Menschen. Dort hinten am Teich, da stand der Knecht und schöpfte mit einem Eimer Wasser, und neben der Scheune, in der das Heu aufbewahrt wurde, saßen ein paar Kinder, hielten die Köpfe zusammengesteckt und erzählten sich was; von fernem klangen ihre Stimmchen wie leises Vogelgezwitscher. Die Lene horchte begierig danach hin und fühlte, wie der Druck, der so schwer auf ihr gelegen, allgemach von ihr wich.

Sie wunderte sich jetzt selbst, wie sie nur so schreckhaft hatte sein können. Aber das kam von dem Leben, das sie führte, immer allein mit der Kranken, der ewig verdrießlichen, scheltenden und jammernden Frau. Gott, was war das für ein Leben! Und wenn sie sich's überlegte, viel besser war es eigentlich

nie gewesen. Eine richtige Kindheit und Jugend hatte sie nie gehabt. Wenn die andern Kinder auf der großen grünen Wiese, auf der die vielen Obstbäume standen, Haschens und Versteckens spielten oder zur Winterszeit sich mit ihren Handschlitten auf dem gefrorenen Dorfteich tummelten, mußte sie mit ihrem Strickstrumpf oder Nähzeug daheim bei der Tante sitzen. Kaum daß sie hie und da einmal am Sonntag vormittag ein Stündchen mit ihresgleichen spazieren gehen durfte, sein sittiam spazieren gehen und beileibe nicht laufen und rennen, denn dabei hätte sie sich ja die Kleider beschmutzen oder gar zerreißen können. Und viel besser war es dann dem erwachsenen Mädchen auch nicht geworden. Wie war ihr das Herz oft schwer gewesen, wenn sie vom Tanzboden her Fiedel und Harmonika erklingen hörte oder an Linden Sommerabenden die Burschen und Mädchen singend und plaudernd durchs Dorf ziehen sah. Für sie gab es nur Arbeit, Arbeit vom Morgen bis zum Abend. Dazu bekam sie immerfort zu hören, daß ihr unerhörte Wohlthaten zuteil würden, daß sie ein Glückselig gezogen, wie sie es nie verdient hätte. Denn die Lene war gar nicht der Saalmüllern leibliche Nichte, sondern einer Armenhüßlerin Kind, dessen sich die kinderlose Frau in dem Bedürfnis, etwas Junges um sich zu haben, nach dem Tode der Mutter angenommen. Dafür sollte sie nun dankbar sein, grenzenlos dankbar. Und doch hätte sie's als Magd tauendmal besser gehabt. Ost war sie nahe daran, auf und davon zu laufen und sich einen Dienst zu suchen; doch hielt sie davon immer wieder der Gedanke an die Erbschaft zurück, die ihr dann entging.

Was hatte sie dieser Erbschaft nicht schon alles zum Opfer gebracht: ihre Jugend, ihre Freiheit, ja sogar ihre süßesten Herzenswünsche. Denn da war einer im Dorf, bei dessen Anblick ihr Herz schneller schlug, aber er war nur ein armer Zimmermann, und die Tante sagte: „Eben drum will er nur dein Geld; wenn du ihn nimmst, bekommst du keinen Pfennig von mir.“ Und sie folgte der Tante auch wirklich und wies ihn zurück, trotzdem ihr eine Stimme in ihrem Innern sagte, daß er sie liebe und daß er sie auch lieben würde, selbst wenn sie das ärmste Mädchen unter der Sonne wäre.

Im Laufe der Zeit hatten noch viele sie zur Frau gewollt, aber alle hatte sie, jezt in vollnändiger Übereinstimmung mit der Tante, heimgeschickt. Ebenso einig waren sie beide gewesen, als zuletzt noch einer gekommen war. Er hieß Albert Rüssler und besaß das größte Grundstück im Dorfe und, wie es hieß, noch eine schwere Menge baren Geldes dazu. Von ihm meinte die Saalmüllern denn auch, daß es ihm nicht um das Erbe der Lene, sondern um diese selbst zu thun wäre. Die Lene glaube ihr das auch gern, denn der junge Rüssler gefiel ihr nicht übel. Er war ein hübscher stattlicher Bursche; vorzüglich stand ihm das Kopf nach aufwärts gedrehte blonde Schnurrbärchen und sein flottes, strammes Wesen, das er in der Militärzeit angenommen hatte.

Alle Mädchen im Dorfe waren in ihn verliebt, und es gab keine unter ihnen, die nicht glücklich gewesen wäre, würde seine Wahl auf sie gefallen sein. Schon der anderen wegen hätte sie ihn nicht ausschlagen mögen. Wie wohl die Freundinnen sie beneiden würden, wenn sie dereinst in dem schönen großen Hause als Herrin schaltete oder Sonntags an der Seite ihres Mannes, wie eine Dame gepuzt, in eigener Equipage nach Jena hineinfuhr! So war es wirklich kein Wunder, daß das Bild des armen Zimmermanns allgemach in ihrem Herzen verblasste und dafür dasjenige des reichen Nebenbuhlers immer mehr Platz gewann.

Als letzterer schließlich in aller Feierlichkeit um sie anhielt, bat sie sich zwar ein wenig Bedenkzeit aus, aber nur der Form wegen; denn bald gab sie ihm ihr Jawort. Das Verlöbniß würdenn gleich öffentlich bekannt gemacht werden sein, wenn es nicht gerade damals so schlimm um die Saalmüllern geworden wäre. So lange diese zu Zeit lag, konnte man unmöglich Verlobung feiern, und ohne ein richtiges Verlobungsfest mit Schmaus und Braus ging's doch nicht, wenn Braut und Bräutigam zwei so angesehen Leute waren wie der reiche Albert Rüssler und die Pfliegerocher der reichen Saalmüllern. So war es wenigstens die Ansicht des jungen Mannes. Die Lene sah's freilich nicht ein, warum durchaus ein Fest sein mußte, um den Bund zweier Liebenden zu besiegeln; aber sie war gewohnt zu gehorchen und so fügte sie sich in ihres Verlobten Willen. Sie tröstete sich damit, daß die Tante ja auch bald wieder gesund sein würde, und dann konnte ja die Verlobung richtig gemacht werden. Und nun mußte sie hören, daß es mit der Bäuerin zu Ende ging! Jezt legte sich's ihr mit einemmale wie eine schwere Borahnung aufs Herz, daß dieser unerwartete, frühe Tod ihr noch andere Verluste bringen möchte, als die von Geld und Gut. Sie wollte den bösen Gedanken, der ihr wie eine Sünde



Er war ein hübscher stattlicher Bursche mit Kopf nach aufwärts gedrehtem Schnurrbärchen.

gegen den Liebsten vorkam, nicht ausdenken, aber doch — doch — nein, es war ja nicht möglich, der Albert liebte sie. Sie sah es am Blick seiner Augen, wenn er sie anschaute; sie sah es an der Art, wie er mit ihr sprach, kurz an allem und jedem. Sicherlich würde er sie nicht aufgeben um des Geldes willen. Aber auch selbst dann, wenn er ihr sein Wort richtig hielt, blieb es doch entsetzlich für sie, daß sie nun mit leeren Händen in sein Haus einziehen sollte, anstatt ihm Geld und Gut zuzubringen, wie sie und er es gehofft. Sie wußte ja, wie er am Gelde hing. Ach Gott, wie war das Leben doch plötzlich so schwer geworden!

Mitten in ihrem Grübeln fuhr sie auf. Lieber Himmel! Sie hatte ihm ja versprochen, heut abend zwischen acht und neun auf den Hof, hinter die Scheune zu kommen. Über all der Aufregung hatte sie's nun vergessen. Er mochte gewiß schon lange gewartet haben und ihr sicher böse sein. Rasch noch hin! Sie warf noch einen Blick auf die ruhig schlummernde Kranke, dann huschte sie geräuschlos hinaus.

Wie sie sich's gedacht, empfing Albert Küffer sie mit heftigen Vorwürfen. Sie suchte ihn liebevoll zu beschwichtigen, doch vergebens. Wie sie so rücksichtslos sein könne, ihn so lange draußen allein stehen zu lassen, jagte er, andere Mädchen, die gar nicht einmal seine Braut wären, benähmen sich viel entgegenkommender gegen ihn, da sei z. B. die Martha Zöller, des reichen Gastwirts Tochter aus Burgau, der brauchte er nur ein Wort zu sagen, dann käme sie durch dick und dünn, wohin er sie bestellte.

Daß er gerade die Martha Zöller erwähnte, verletzte die Lene tief. Martha Zöller hatte nämlich, wie sie alle im Dorfe wußten, ein Auge auf den Albert geworfen; weshalb er denn auch stets von ihr sprach, wenn er die Lene ärgern wollte. Das Mädchen blieb aber trotzdem freundlich. Jetzt sich auch noch mit dem Albert zanken, nein, das fehlte ihr gerade. Sie fühlte ein so tiefes Bedürfnis, sich auszusprechen und von ihm sich trösten zu lassen, daß sie lieber seine Vorwürfe geduldig hinnahm, um nur endlich wieder ein gutes Wort von ihm zu hören. Zuerst erzählte sie ihm von dem Besuch der Seiffarten und von allem, was damit zusammenhing.

„Was soll nun werden, Albert?“ fragte sie dann ängstlich.

Er strich sich nachdenklich den langen blonden Schnurrbart, ließ aber keinen Laut hören.

„Denk doch, wenn sie nun stirbt, ganz plötzlich, ohne ein Testament gemacht zu haben,“ fuhr das Mädchen fort. „Sie ahnt ja nicht, daß sie stirbt.“

„So mußt du's ihr eben sagen,“ fuhr er hastig heraus.

„Ich?“ sagte sie erschrocken. „Aber Albert —“

„Nun natürlich! Wer sonst?“ Das verdammte alte Weib, die Seiffarten, dar's natürlich nicht; denn das fehlte noch, daß sie nachher bei allen Klatschbasen herumerzählt, du hättest sie dazu angestiftet. Aber du, das ist etwas anderes. Kannst ja so thun,

als hättest du es für deine Pflicht gehalten, ihr reinen Wein einzuschütten. Kannst ihr sagen, du glaubst nicht an das, was die Seiffarten gesagt, weil sie einmal so, einmal so geredet. Weil aber dadurch, daß sie und nicht ein richtiger Arzt die Tante behandelt, vielleicht etwas veräußert würde, so wollten du ihr nur die Augen öffnen über diese falsche Person; deine Pflicht sei das, und darum hättest du es gethan. Wenn du's so drehst, dann wird die Tante gar noch denken, daß du alles nur aus Liebe gethan hast.“

„Aber in Wahrheit hätte ich's ihr doch nur aus Eigennutz gesagt,“ jammerte die Lene.

„Natürlich aus Eigennutz,“ bestätigte er. „Aber wenn sie das nicht weiß, so schadet es ja nichts.“

Die Lene schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, Albert, ich kann's nicht und ich th'u's nicht. Es wär' zu herzlos, zu undankbar von mir.“

Nun brauste er aber auf. „Zum Henker mit der Weichherzigkeit!“ rief er grob. „Die Saalmüllers stirbt so wie so. Ob sie's da weiß oder nicht, das ist gleich. Bloß aus lauter Weichmützigkeit wird einer sich doch nicht um ein Vermögen bringen. Denk nur dran, daß auch ich dabei interessiert bin.“

Da die Lene erschrocken vor ihm zurückfuhr, sah er, daß er zu weit gegangen war. Er zog jetzt andere Saiten auf. „Die Lene wisse ja thatsächlich nicht, ob die Seiffarten recht habe,“ so meinte er; „dann wäre es doch in allem Ernst ihre Pflicht, zu zur Tante zu sprechen, wie er's ihr geraten.“

„Und wenn sie nun aus Schreck darüber wirklich stirbt? Mein Lebtag würde ich nicht wieder froh werden,“ so klagte das Mädchen.

Dem jungen Manne schwebte abermals ein zorniges Wort auf den Lippen; aber er bezwang sich, um es nicht ganz mit der Lene zu verderben; es war heute nichts mit ihr zu machen. So zog er sie denn, in den üblen Eindruck von vorhin zu verwischen, in seine Arme, liebte sie und sagte ihr: „Wenn es ihr so schwer würde, seinen Rat zu befolgen, so sollte sie es lassen; sie müßten dann eben ohne der Tante Geld sich behelfen.“

Wenn die Lene nicht selbst so ganz ohne Falschheit und Vertilgung gewesen wäre, so würde ihr die plötzliche Veränderung ihres Verlobten aufgefallen sein; sie würde mißtrauisch geworden sein, anstatt daß sie es beruhigt hätte. Es fiel ihr gar nicht ein, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; sie meinte vielmehr, daß er sich ihr zuliebe bemüht habe, seinen Verdruss über die entgangene Erbschaft zu verwinden, und sie wußte ihm im Herzen noch vielen Dank dafür.

Als die Liebenden sich trennten, schien auch die letzte Spur einer Verstimmung fort zu sein; die Lene war ihrem Bräutigam vielleicht noch nie so innerlich zu eigen gewesen, als an diesem Abend, da er ihr, nach ihrer festen Meinung, einen solchen Beweis seiner uneigennütigen Liebe gegeben.

Gerade darum aber wünschte sie nun mehr als jemals, daß er nicht auf ihr Erbe zu verzichten

brauchte; sein Edelmut mußte belohnt werden. Die ganze Nacht über zermarterte sie sich den Kopf, wie sie die Tante dazu bringen könnte, ein Testament zu machen. Endlich gegen Morgen kam ihr ein rettender Gedanke. Wenn sie zum Herrn Pfarrer ging und dem die Sache vortrug — er war ein guter und hilfreicher Mann und es gehörte zu seiner Pflicht, seinen Pfarrkindern in schwierigen Lagen beizustehen, — gewiß, er würde ihr Rat und Hilfe nicht versagen. Dieser Gedanke beruhigte sie; nun schlief sie sanft und friedlich ein.

Am nächsten Morgen war die Saalmüllern ganz gegen ihre Gewohnheit mild und freundlich. Sie hatte einen langen erquickenden Schlaf hinter sich, und dem mochte wohl ihre gute Stimmung zu danken sein. Als die Lene bald nach dem Frühstück sich anschickte, zur Seiffarten zu gehen, um den Thee von ihr abzuholen, redete die Tante ihr sogar zu, länger fortzubleiben, um die eine oder andere Freundin auf ein halbes Stündchen zu besuchen. Ein wenig Zerreuung werde ihr nach der langen Krankenpflege gut thun, meinte sie. Der Lene kam das Anerbieten gerade recht; konnte sie doch bei dieser Gelegenheit ihr Vorhaben ausführen und den Herrn Pfarrer aufsuchen. Sie that ein frisch gewaschenes blau und weiß gestreiftes Kattunkleid an, band eine zierliche weiße Schürze vor und trat wohlgenut ihren Gang an.

Sie fand den Herrn Pfarrer in seinem Arbeitszimmer, vertieft in seine nächste Sonntagspredigt. Als sie eintrat, nickte er ihr stüchtig zu, ohne aufzusehen.

„Gleich, gleich; nur einen Augenblick Geduld noch!“

Die Lene schaute sich um, ungewiß, wohin sie sich wohl setzen sollte. Alle Stühle im Zimmer waren mit dicken Büchern bedeckt bis auf einen, und gerade auf diesem lag ein großer grauer Kater, der sie mit seinen grünen Augen scharf ansah. Sie wußte es, der war der Liebling des Herrn Pfarrers und sein steter Gefährte bei der Arbeit. Aus lauter Respekt vor dem Tier scheute sie sich denn auch, es von seinem Ruheplatz zu nehmen, und begnügte sich damit, stehen zu bleiben und das Tier liebevoll zu streicheln. Das gefiel dem Kater so wohl, daß er laut zu schnurren anfing.

„Na nun, Peter,“ meinte sein Herr aufblickend.

„Ach so,“ lächelte er, „der alte Herr will dir seinen Platz nicht einräumen; dann muß ich dir schon einen andern freimachen.“ Damit erhob er sich, nahm eigenhändig die Bücher von einem der Stühle und rückte ihn für die Lene zurecht.

„Und nun, mein Kind,“ fuhr er fort, „erzähle, was dich herführt. Ich bin fertig.“ Er lehnte sich behaglich in seinen Polsterstuhl zurück, that einen langen Zug aus seiner Pfeife und nickte seinem Gaste aufmunternd zu.

Die Lene hatte sich genau zurechtgelegt, was sie dem Herrn Pfarrer sagen wollte. Daher trug sie auch ohne Stoden ihre Geschichte vor, mit allen den Sorgen und Bedenken, die sich für sie daran knüpften. Der geistliche Herr war ihren Worten aufmerksam gefolgt. Als sie geendet, rief er scheltend: „Unvernunft über Unvernunft! Unvernunft von der Saalmüllern, sich von dem quacksalbernden alten Weib behandeln zu lassen! Unvernunft, ihr Testament nicht rechtzeitig zu machen! Unvernunft von dir, das alles so gehen zu lassen und — — Na, na,“ begütigte er, da die Lene ihn erschrocken ansah, „ich mein' es nicht böse. Bist am Ende noch ein junges Ding. Warte nur, ich komme gegen Abend zu euch und werde der Tante den Kopf zurecht setzen.“

„Was wollen der Herr Pfarrer ihr denn sagen?“ stammelte die Lene erschrocken.

„Das laß nur meine Sorge sein. Brauchst keine Angst zu haben, daß ich etwas sage, was sie gegen dich in Zorn bringt. Warum will sie denn aber eigentlich kein Testament machen? Sie muß doch Gründe haben?“

„Ich weiß es nicht, ich meine, sie hat keinen bestimmten Grund; sie denkt wohl: macht sie erst ihr Testament, dann geht es ganz zu Ende mit ihr, und sie möcht' halt noch gerne leben; sie hängt so am Leben. So sucht sie es immer noch hinauszuschieben.“

„Hinauschieben!“ wiederholte der Pfarrer. „Man soll nichts hinauschieben auf den morgenden Tag, was man sich einmal vorgenommen zu thun; das



„Gleich, gleich; nur einen Augenblick Geduld noch!“

„Was wollen der Herr Pfarrer ihr denn sagen?“ stammelte die Lene erschrocken.

„Das laß nur meine Sorge sein. Brauchst keine Angst zu haben, daß ich etwas sage, was sie gegen dich in Zorn bringt. Warum will sie denn aber eigentlich kein Testament machen? Sie muß doch Gründe haben?“

„Ich weiß es nicht, ich meine, sie hat keinen bestimmten Grund; sie denkt wohl: macht sie erst ihr Testament, dann geht es ganz zu Ende mit ihr, und sie möcht' halt noch gerne leben; sie hängt so am Leben. So sucht sie es immer noch hinauszuschieben.“

„Hinauschieben!“ wiederholte der Pfarrer. „Man soll nichts hinauschieben auf den morgenden Tag, was man sich einmal vorgenommen zu thun; das

heißt Gott versuchen. Und du, kleines dummes Ding, daß du dir das alles so gefallen läßt! Unbegreiflich!"

"Aber was könnt' ich denn anderes thun, Herr Pfarrer?" sagte das Mädchen schüchtern.

"Klug, vernünftig, energisch sein! Na, jetzt geh heim, am Abend komm' ich. Adieu, meine Tochter!"

Damit mußte sie sich zufrieden geben. Sie ging und zwar recht bedrückten Herzens. Wenn der Herr Pfarrer sich nur darüber ausgesprochen hätte, was er der Tante sagen wollte. Sie wußte jetzt, er würde auch nichts erreichen und sie selbst vielleicht nur in neue Angelegenheiten brinaen.

Unter solchen verdrießlichen Gedanken schritt sie auf die armselige Hütte zu, welche die Seiffarten bewohnte. Zu ihrem Erstaunen fand sie die Thür verschlossen. Eine Nachbarin, die sie hatte kommen sehen, kam herbei und teilte ihr mit, daß die Alte soeben fortgegangen sei, um der Saalmüllern den Thee zu bringen. Dies trug nicht bei, der Lene die Laune zu verbessern. Der Himmel mochte wissen, was das falsche Weib zu Hause wieder für ein Unheil anrichten würde. Rasch wollte sie hingehen, um wenigstens zu hören, was die beiden miteinander sprachen.

Doch abermals kam sie zu spät; die Seiffarten war schon fort. Die Kranke dagegen war in heiterster Stimmung. Die Seiffarten, so erzählte sie, habe sie noch einmal untersucht und ihr versichert, sie wüßte jetzt ganz genau, daß sie bald gesund werde. Schon in ein paar Tagen könne sie wieder aufstehen. In dem Tone ging es immer weiter. Nichts rebete die Kranke, als nur immer von ihrer bevorstehenden Genesung und der Wunderhätigkeit der Seiffarten.

Gegen Abend kam, wie versprochen, der Pfarrer. Er sprach wohl eine Stunde lang ganz allein mit der Saalmüllern; aber als er ging, las es die Lene in seinen Mienen, daß alles vergebens gewesen war. Natürlich, sie hatte es ja auch gar nicht anders erwartet.

Bald darauf ging es mit der Kranken zusehends schlimmer und schlimmer. Sie war ein Mal ums andere am Ersticken und endlich war sie so schwach, daß sie sich nicht mehr aufrichten konnte. Trotzdem erhoffte sie baldige Besserung.

"Siehst du, Lene, es kommt genau, wie es die Seiffarten mir vorhergesagt. Jetzt wendet die Krankheit sich zum Guten, und es wird vorher noch einmal ganz schlimm, aber nur auf kurze Zeit. Das ist immer so, so sagte die Seiffarten, und man nennt's die Krisis."

Es waren die letzten zusammenhängenden Worte, die sie sprach. Sie lag fortan mit geschlossenen Augen da, ohne sich zu regen, nur ab und zu nahm sie mit der einen Hand das Bettuch zwischen Daumen und Zeigefinger und zog es mit der andern herauf und herunter. Die Lene überließ es heiß und kalt, denn sie wußte es: dies war das Ende. Wenn jemand dies unheimliche Spiel mit dem Bettuch trieb, so wie die Tante dies that, so stand der Tod nahe bevor.

In ihrer Angst schickte sie den Knecht zur Seiffarten und ließ ihr dringend sagen, nur sogleich zu kommen. Die Alte mußte es wohl ahnen, wie um die Saalmüllern stand, denn sie kam nicht; sie wäre selbst zu sehr von ihrem Reizen geplagt und könnte nicht gehen."

Die Lene lächelte bitter, als man es ihr anrichtete. Natürlich, jetzt da die Saalmüllern im Sterben lag, da war nichts mehr an ihr zu verdienen. Statt der Seiffarten kam ein anderer — der Pfarrer. Er hatte von dem bevorstehenden Ende der Bäuerin gehört und eilte jetzt herzu in der Hoffnung, sie jetzt vielleicht doch dazu zu bringen, ein Testament zu machen. Beim ersten Blick auf die Kranke erkannte er jedoch, daß es zu spät war.

"Es thut mir leid, sehr leid, mein armes Kind," sagte er, der Lene teilnahmsvoll die Wangen streichelnd, "aber ich habe dir nicht helfen können, beim besten Willen nicht. Jetzt ist es leider zu spät. Du mußt dich schon in das Unabwendbare ergeben."

Der Lene rannen die hellen Thränen über die Wangen, doch sie weinte nicht über das verlorene Hab und Gut, sondern über den Tod der Tante. In dieser Stunde, da sie sie auf immer verloren sollte, dachte sie nicht mehr an das ewige Janten und Reiten der Bäuerin. Da sagte sie sich nur, daß die Frau, die hier mit dem Tode rang, ihr eine Mutter gewesen, wenn auch eine recht strenge Mutter, daß sie es war, die sie als kleines Kind dem Sten entrissen und ihre Jugend behütet hatte. In ihrer rauhen Art hatte sie sie wohl auch lieb gehabt, und daß sie schließlich nicht für ihre Zukunft sorgte, das war doch im Grunde nur halb ihre Schuld.

Der Pfarrer sprach noch den Segen über die Leiche, fügte die schluchzende Lene auf die Stirne und ging dann, mit dem Versprechen, am morgenden Tag wiederkehren zu wollen, um mit der Lene zu besprechen, was nun weiter zu thun sei.

Am nächsten Morgen ganz früh schon klopfte es an die Thür der großen Stube und zu der Lene großem Erstaunen trat der Ernst Weber ein. Er hatte ihn, seitdem er vor nun bald Jahresfrist mit einem Korbe von ihr heimgeschickt worden, nicht wieder gesehen und wußte daher gar nicht recht, wie sie sich ihm gegenüber benehmen sollte. Er zerkreuzte ihn Verlegenheit aber, indem er mit ausgestreckter Hand rasch auf sie zutrat, gleich als ob nichts zwischen ihnen läge.

"Ich hab' gehört, daß die Tante gestorben ist," sagte er, "und wollte dich nur fragen, ob ich oder meine Mutter dir nicht irgend einen Gefallen thun können?"

Das klang sehr kurz und einfach, im Ton der Stimme aber lag volle Teilnahme.

"Ich danke dir," erwiderte sie herzlich. Es ist sehr freundlich von dir, daß du kommst, aber da ist nichts zu heilen. Der Herr Pfarrer kommt nachher, der wird alles anordnen, was zu thun ist."

"Der Herr Pfarrer?" sagte er überrascht. "Und dein —" er stockte und sah vertiegt vor sich nieder.

Oftbar gen? war, daß vielleicht n für darf stand mit malte sich bet Schme den Tod l allelei da sich polare Wenn das darfte er für ihn m Er wüß Es war il so wacke geworden stand er Ich n gehen" Vergeß daß ich d zeit bereit, was auch Er rüß hat g gut, gar sagt sie da mir t nicht" "Ich nachgucken thut, ne müß er aus." nos b rasch. war er Die! hinter lange natürlich mit je traufigen der dra Gesichte ihm an: Die angerebe bei an z zwischen jedenfalls der Zust thut. D felt, daß für möglic Pfarrer S sie wieder aber wa

Offenbar hatte er sagen wollen „und dein Bräutigam?“ Da es ihm aber noch rechtzeitig eingefallen war, daß der Lene diese Erwähnung des Albert Müßler vielleicht nicht angenehm sein möchte, so schwieg er. Er warf verstohlen einen Blick auf die Lene. Sie stand mit gesenkten Augen da, und auf ihrem Antlitze malte sich ein Ausdruck halb der Bejahung, halb des Schmerzes, der nicht allein von der Trauer um den Tod der Tante herrühren konnte. Ihm ging allerlei durch den Kopf, was er gehört und was er sich zusammengereimt. So also stand es! Hm! Wenn das aber war, dann — — Ach was, daran durfte er jetzt noch nicht denken und überhaupt — für ihn war das ja schließlich gleich.

Er wischte sich mit dem Tuch über die Stirn. Es war ihm plötzlich so merkwürdig heiß geworden. Dann stand er auf.

„Ich muß jetzt wohl gehen,“ meinte er. „Vergiß nur nicht, daß ich da bin, allezeit bereit, zu helfen, was auch kommt.“

Sie reichte ihm die Hand „Du bist ein guter, guter Mensch,“ sagte sie leise; „daß du mir nichts nachträgst.“

„Ach, was ist da nachzutragen? Jeder thut, was er thun muß aus sich heraus.“ Es klang etwas heiser, beinahe rauh. Im Umsehen war er draußen.

Die Lene trat ans Fenster und sah ihm lange nach. Wie stilllich er ausschaute mit seiner großen kräftigen Figur, und

der braunhaarige Kopf mit dem ernstesten gutmütigen Gesichte saß ihm fest auf den Schultern. Man sah es ihm an: das war ein Mann, der wußte, was er wollte.

Wie seltsam, daß er sie gleich wieder mit „du“ anredete. Freilich, sie hatten einander ja von Kindheit an geküßt; aber immerhin — nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, da — — Nun jedenfalls hatte sie's geübt; es gab ihr ein Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm, das ihr sonderlich wohl that. Doch keine Hilfe annehmen? Sie erschraf fast, daß sie das auch nur einen Augenblick lang für möglich halten können. Sie, des Albert Müßler Braut. Denn sie war und blieb doch Braut; sie wiederholte sich das zum so und sovieltenmale; aber wo blieb der Albert nur?

In fieberhafter Spannung wartete sie auf sein Erscheinen. Jedesmal, wenn die Hausthür ging, dachte sie: „Das ist er,“ aber immer vergebens.

Einen Tag vor dem Begräbniß langte auch der glückliche Erbe der Saalmüllern an. Einer aus dem Dorfe mußte es ihm wohl geschrieben haben, wie alles stand. Er säumte nicht, von der Hinterlassenschaft Besitz zu ergreifen, noch bevor er eine gerichtliche Zustellung erhalten. Es war ein entfernter Vetter der Verstorbenen, den sie kaum kannte, ein reicher Kaufmann aus Elbing. Er trat gleich von vornherein ganz als Herr auf, kommandierte die Dienleute und behandelte die Lene sehr von oben herab, als hätte sie unverdient hier das Gnadenbrot geessen.

Die Lene ließ sich alles geduldig gefallen, nur als er einmal darüber schalt, daß sie das Begräbniß mit dem, was drum und dran hing, eienmächtig angeordnet, da ließ ihr die Galle über: „Wer denn, als sie hätte dafür sorgen sollen?“ fragte sie scharf. „Sie wäre wie das leibliche Kind der Verstorbenen gewesen, wofür schon der Umstand, daß sie niemals einen Pfennig Lohn erhalten, den Beweis lieferte; da wäre es doch ihre Pflicht, wenigstens Sorge zu tragen, daß sie ein anständiges Begräbniß erhielt. So lange die Tante nicht unter der Erde sei, behielte sie, die Lene, in ihrem Hause



Er gestreute ihre Verlegenheit a'er, indem er mit ausgestreckter Hand rufte auf sie zutrat.

auch die Stellung, die ihr die Tote bei Lebzeiten gegeben und die sie ihr auch fernerhin zugedacht.“

Der Mann sah sie böse an und die kleinen Augen in seinem finstern roten Gesichte funkelten tückisch.

„Was sie damit sagen wollte?“ brummte er. „Welche Stellung seine selige Base ihr zugedacht, das gehe klar daraus hervor, daß sie ohne Testament gestorben. Wie es selbstverständlich sei, habe sie ihn stets als ihren Erben betrachtet; nach ihrem Willen sei er hier der Herr, und niemand habe hier zu befehlen als er. Was die Wamsell sei, so verlasse die morgenden Tages gleich nach dem Begräbniß das Haus. Ihre Sachen könne sie vorher forschaffen. Er wolle aber dabei sein, um zu sehen, daß bloß ihr Zeug allein rufame.“

Das war der Lene zuviel. Die Hände auf die Brust pressend, rief sie: „Gut, dann will ich gleich gehen, noch in dieser Stunde. Ich hab' gemeint, es wäre meine Pflicht, auszuharren, so lange die Leiche noch im Hause ist, aber nun — nun geh' ich. Sie wird's mir verzeihen. Und von meinen Sachen will ich nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe habe. Alles übrige schenke ich Ihnen.“

Jetzt schien es dem Mann doch, als ob er sich von seinem Hochmut und seiner Habsucht zu weit hätte hinreisen lassen. Wenn diese rabiate Person ihren Voratz wirklich ausführte, so konnte das seinem guten Rufe schaden. Auf den hielt er aber; er hatte sich's durch reichliche Spenden bei öffentlichen Sammlungen immer angelegen sein lassen, für einen wohlthätigen und guten Mann zu gelten. „Hoho!“ jagte er würdevoll, „schelten läßt sich ein Christian Saalmüller nicht. Was du durch die Güte meiner Base besitzt, magst du behalten: Ich will sogar noch ein übriges thun und ein Zehnmarkstück dazulegen, von dem du leben kannst, bis du ein Unterkommen gefunden.“

Die Lene würdigte ihn keiner Antwort. Sie drehte sich kurz um und ging gerade aufgerichtet zur Thüre hinaus und nach dem Zimmer, in dem die Leiche aufgebahrt lag. Neben dem Sarge warf sie sich nieder und küßte die kalten Hände.

„Tante,“ schluchzte sie, „Tante, vergieb, daß ich dich verlasse, — du weißt, ich kann nicht anders. Hab Dank für alles Gute, das du mir gethan, und verzeih, wenn ich dich einmal gekränkt.“

Dann erhob sie sich, zog aus dem Strauß, der auf der Brust der Toten lag, ein Zweiglein und schob es in ihren Busen. Draußen in dem kleinen Garten stand sie still und blickte nach den von der Abendsonne rot beleuchteten Fenstern hin. Das eine, an welchem sie immer mit ihrem Strickzeug gefessen, wurde von den Zweigen eines Zwetschgenbaumes voll blauer, reifer Früchte tief beschattet. Das Einkochen der Zwetschgen war sonst ihr Amt gewesen; sie pflegte sie mit einigen Quitten und geriebener Apfelsinenschale zu vermischen, und die Tante hatte immer behauptet, daß ihr kein Zwetschgenmus so gut munde, als das, welches die Lene bereitete. Wer würde nach ihr wohl jetzt das Mus kochen? Wer hinter jenem Fenster sitzen? Die Augen gingen ihr über; der Abschied war doch schwerer, als sie sich's gedacht. Wenn es auch nicht immer eine freundliche Heimat gewesen, die dies Haus ihr geboten, eine Heimat war es doch; ein schützendes Dach über dem Kopf, ein

Bett, drin zu schlafen und ein reichlich gedeckter Tisch! Wo würde sie das alles jetzt finden?

Auf den Beeten, die vom Hause ab geradlinig bis zur Gartenthür liefen, blühten buntsfarbige Kiern und hochbuschiger Phlox. Sie hatte sie alle gepflanzt, jeden Morgen und Abend begossen und sich über ihr Wachstum gefreut. „Adieu, adieu,“ stammelte sie. Sie mochte nichts mehr sehen. Sie verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze und lief rasch den Gang hinab; sie riß die zugeklinte Gartenpforte auf und stürmte vorwärts. Schon ein ganzes Ende enger, hörte sie, wie sie krachend zuslog. Es ging ihr wie ein Niz durch die Brust; nun fühlte sie, daß sie von allem, was sie hinter sich ließ, getrennt war, getrennt auf immer.

Wie sie so vorwärts rannte, nicht rechts noch links sehend, wäre sie beinahe mit einem Manne zusammengestoßen, der des Weges kam. „Hallo,“ rief er, „was soll das bedeuten?“

Die Lene sah auf, es war der Albert Ruffer, der vor ihr stand. Ach so, der!

Den hatte sie in den letzten Stunden wirklich ganz vergessen. Aber gut, daß sie ihn traf, sie mußte doch mit ihm zu Ende kommen, und dazu war es gerade der richtige Augenblick.

Der Albert seitens war sehr erschrocken über die Begegnung. Am liebsten war er an der Lene vorbeigegangen; da das aber doch nicht gut ging, so mußte er schon wohl oder übel standhalten.

„Ich wollte eben zu dir gehen,“ begann er etwas verlegen, „ich wäre auch schon längst bei dir gewesen, wenn nicht —“

„Was wolltest du bei mir?“ warf sie kurz dazwischen. Sie wußte ja, daß er log.

„Wie du fragst!“ sagte er mit dummem Lächeln. „Wenn man ein Liebespaar ist —“

Sie unterbrach ihn abermals. „Ein Liebespaar? Ein Bräutigam, willst du wohl sagen. Du verlobtest dich mit mir, weil du meinst, eine reiche Frau an mir zu bekommen, und ich freilich — ich that's, weil ich mir einbildete, dich zu lieben.“

Die letzten Worte gaben dem Albert seine Sicherheit zurück. Gott sei Dank, nun war er wieder im Vorteil ihr gegenüber, nun konnte er ordentlich auftrumpfen.

„Einbildete?“ fragte er. „Dann ist es also doch wahr, was ich noch immer nicht glauben wollte. Dann haben die Leute doch recht, wenn sie sagen, du hättest mir dein Jawort nur gegeben, weil's die Tante wollte; im stillen hättest du aber stets zum Zimmermann Weber gehalten. Na und das ist auch der



Neben dem Sarge warf sie sich nieder und küßte die kalten Hände.

Grund, warum ich noch nicht bei dir war, denn Anständigkeit und Sitte verlange ich doch wenigstens, wenn ich eine nehmen soll, der nichts als das Hemd auf dem Leibe gehört. Aber arm und lieberlich, das ist 'n bißchen viel auf einmal."

Die Lene sah ihm starr ins Gesicht. „Du bist ein von Grund aus verdorbener Mensch, Albert," sagte sie langsam und ganz ruhig. Dann kehrte sie ihm den Rücken und ging hastig weiter. „Wie schlecht die Menschen doch sind!" dachte sie. Sie hatte einen unendlichen Ekel vor der ganzen Welt. Wenn sie sich doch hätte verkriechen können in irgend einen verborgenen dunklen Winkel, um niemals wieder zum Vorschein zu kommen. Die Katholischen, die hatten es doch gut. Wenn denen die schlechte Welt das ganze Leben zerbrochen hatte, dann gingen sie ins Kloster. Das nahm sie auf, ob sie reich oder arm waren; hinter feinen dunklen Mauern brauchten sie nichts mehr von dem zu sehen, was draußen vorging; dort waren sie wohlgeborgen vor allem Leid, dort konnten sie ausruhen, wie im Grabe. Wie mußte das doch wohlthun! Gerade wie einem müden kranken Kinde, wenn es sich ins weiche warme Bett legt und Mutterhände die Vorhänge zuziehen, damit es recht ruhig schlafen könnte. —

Da ertönte in ihrer Nähe Orgelklang. Sie befand sich vor der Kirche. Durch die bunten Glasscheiben der Fenster fiel gedämpftes Licht, denn es war Mittwoch und da wurde wie sonst an diesem Tage Gottesdienst gehalten. „Wozu brauchte man eigentlich das Kloster? Unser Herr Jesus sprach ja zu allen Menschen: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid! Wenn sie ihr Leid in seine Hand legte und sich ganz in den Glauben und das Vertrauen zu ihm einhüllte, wie in einen dicken Mantel, dann würde sie auch nichts mehr von der Schlechtigkeit der Welt sehen und, wenn auch mitten drin in ihr, doch wie hinter schützenden Klostermauern leben."

Ohne sich viel zu besinnen, trat sie ein und stellte sich hinter eine Säule. Nicht weit von ihr saß allein auf einer Bank ein dürftig gekleidetes Weib mit verkrüppelten Gliedern. Die Lene kannte sie wohl, es war eine Ortsarme, der sie im Auftrage der Tante häufig Überreste vom Tisch und abgeraene Kleidungsstücke gebracht. Als sie das letzte Mal bei ihr

gewesen, hatte sie gesagt: „Ich bin ja so dankbar, daß der liebe Gott so gut zu mir ist und mich nicht verhungern läßt, aber wie viel lieber möcht' ich doch arbeiten!"

Das kam der Lene jetzt ins Gedächtnis. „Die Frau ist doch noch schlimmer dran als ich," dachte sie. „Ich bin auch arm, aber ich habe ja meine gesunden Glieder." Es gab also doch noch größeres Unglück in der Welt als das ihre. Sie hatte früher viel Wohlthätigkeit geübt, weil die Tante sie's geheißt und weil es zum Gutsein gehörte; aber ihr Herz war eigentlich nicht recht dabei gewesen. Jetzt aber, da sie am eigenen Unglück gelernt hatte, überkam sie plötzlich ein ungeheures Mitleid mit all den ungezählten Schmerzbeladenen auf Erden. „Wenn es mir noch einmal besser gehen sollte, dann will ich helfen, wo ich kann und anders als früher," so gelobte sie sich.

Inzwischen war der Gottesdienst zu Ende gegangen und sie mußte wieder fort von hier, wo sie für eine kurze Weile eine Zuflucht gefunden. Gelehrt ging sie durch die Thüre und stellte sich draußen in eine Nische, um von niemand gesehen zu werden. Dort wollte sie bleiben, bis die Leute vorbei waren.

Als der Pfarrer an ihr vorbeikam, bemerkte er sie aber doch. „Lene," rief er stillstehend, „was machst du da? Was ist denn passiert?"

Nun erzählte die Lene ihm in fliegenden Worten die Erlebnisse der letzten Stunden.

Der Geistliche schüttelte wiederholt ärgerlich

den Kopf. „Und was nun?" fragte er, als sie geendet.

„Die Menschen sind schlecht, Herr Pfarrer," entgegnete die Lene kläglich.

„Schlecht!" wiederholte er in strafendem Tone. „Die Menschen sind gar nicht schlecht, man muß nur nicht gleich so radikal sein. Aber es giebt Leute, die unserm lieben Herrgott gleich seine ganze schöne Erde verbrennen möchten, wenn ihnen ein Feld verpagelt ist. Kennst du solche Leute, Lene?"

Das Mädchen sah halb beschämt, halb trozig vor sich nieder. „Ja, aber —"

„Da giebt's gar kein Aber," schalt er. „Ist das ein Unsinn, dem alten Prosen alle Sachen zu schenken, und Hals über Kopf fortzulassen. Ich hätte schon mit ihm geredet und alles zu deinem Vortheil gewendet. Wollte bloß das Begräbniß abwarten. Na, da ist nun nichts mehr zu machen."



Ohne sich viel zu besinnen, trat sie ein und stellte sich hinter eine Säule.

übrigens in der andern Geschichte, ich meine mit dem Küffer — da sei nur froh, daß die Sache ein Ende hat. Die Partie hat mir nie recht gefallen. Und nun," fuhr er fort, "komm, damit wir meine Frau nicht länger mit dem Abendessen warten lassen. Sie muß ja doch auch noch ein Zimmer für dich zurecht machen."

Die Lene sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. "Für mich?" stotterte sie. Sie war ordentlich erschrocken.

"Na, was dachtest du dir denn?" fragte der Pfarrer. "Das versteht sich doch von selbst, daß du bei uns bleibst, bis sich etwas für dich gefunden hat. Es wird ja wohl bald alles in Richtigkeit sein, aber ein paar Wochen —" er brach kurz ab.

Die Lene fragte nicht, was wohl bald in Richtigkeit sein würde; sie mußte es wohl ohnedies wissen, denn sie wurde blutrot. Eine rasche Erwiderung schwebte ihr auf den Lippen, aber sie unterbrückte sie. "Wie gut Sie sind, Herr Pfarrer," sagte sie leise, "aber ich kann es doch eigentlich nicht annehmen, daß Sie —"

"Nach bloß keine Redensarten," unterbrach er sie. "Und wenn das Fräulein Prinzessin zu stolz ist, Gefälligkeiten anzunehmen, kannst dich ja nützlich machen. Meine Frau hat einen ganzen Berg zerrissener Hosen von den Jungens, die Narngen müssen zu viel Haare bekommen, da gehen dann diese Kleidungsstücke schnell entzwei. Siehst du, ich will dir gar nichts schenken."

Dem Mädchen standen die Thränen in den Augen; es war ihr so weich und gerührt zu Mut.

Im Pfarrhause angekommen, verständigte der Pfarrer seine Frau rasch davon, daß die Lene vorderhand da bliebe. Die Pfarrerin, eine rundliche kleine Frau von freundlichem, allzeit geschäftigem

Weise, fand es ganz in der Ordnung, daß ihr Mann die Lene mitbrachte. Das Mädchen wurde gleich wie ein lieber Gast behandelt, sie mußte am Tische mit der Familie mitessen, und alle, die Jungen mit inbegriffen, weitersetzten darin, ihr Liebes zu erweisen und sie zu erheitern. Sie mußte zuerst gar nicht, wie ihr geschah. Eben noch war sie so kreuzunglücklich gewesen und hatte gemeint, die ganze Welt stoße sie aus, und nun mit einemmale saß sie in diesem Kreise guter Menschen, die so hoch über ihr standen und doch liebevoll für sie sorgten. Ja, sie war doch wohl zu früh verzweifelt, sie hatte eben nicht das rechte Gottvertrauen gehabt. Und die Menschen

waren auch nicht schlecht, der Herr Pfarrer hatte ganz recht.

Am Nachmittage wurde die Saalmüllern begraben. Es war ein großartiges Begräbnis. Das ganze Dorf und auch viele aus den Nachbardörfern waren gekommen, um der verstorbenen reichen Bäuerin die letzte Ehre zu erweisen. Der Pfarrer hielt eine schöne Rede, die alle Leidragenden tief bewegte. Nur dem Herrn Weber gefiel die Rede nicht, denn einmal nannte der Pfarrer von trauernden Hinterbliebenen der Saalmüllern nur allein die Lene, und das andere



„So thut es dir wohl doch noch leid um die entgangne Erbf. ast?“

Mal sagte er, nachdem er auf die Unsicherheit des menschlichen Lebens hingewiesen, dieser Fall lehre wieder einmal so recht, wie sehr es eines jeden Pflicht sei, sein Haus beizeiten zu besetzen, damit der Tod ihn nicht überreife, bevor es geschehen. Wie schön hätte der Verstorbene ihr Gutes sein müssen, wenn sie in ihren letzten Augenblicken sich vergewärtigt, daß sie das Kind ihres Herzens, das ihr gewesen wie eine leibliche Tochter, unverjorgt in tiefster Armut zurückließ, und dies allein durch ihr Veräumnis, weil sie in kurzfristiger Hoffnung ein langes Leben die Ausführung eines längst beschlossenen Schrittes verzögert habe! —

Auf die am Grabe Verjammelten machte diese Stelle großen Eindruck. Einige wenige von ihnen, die sich für besonders gebildet hielten, meinten zwar, es wäre nicht passend von einem Geistlichen, in einer Leichenrede allzuviel „Persönliches“ zu erwähnen, zumal wenn es einen Tadel für die Verstorbene in sich schloße; die überwiegende Mehrzahl jedoch fand es sehr brav von dem Pfarrer, daß er der Lene den Bart hielt. Alle zusammen aber traten nach Schluß der

Feierlichkeit zu ihr heran und sagten ihr herzlichste Worte der Teilnahme.

Als der Menschengewarm sich verzogen hatte und der Herr Pfarrer mit der Lene nach Hause gehen wollte, stand plötzlich Ernst Weber vor ihr. Er reichte ihr stumm die Hand und öffnete ein paar mal die Lippen, als ob er etwas sagen wollte, aber er sagte nichts; schließlich kam es doch heraus, was ihm auf dem Herzen lag: „Jetzt kommst du aber doch bald einmal zu mei-er Mutter, nicht wahr?“ fragte er zaghaft. „Nun, da du nicht mehr die Braut des Küffer bist, verzeih —“ unterbrach er sich in bittem Tone — „daß ich das erwähne, aber ich

hu's nur, weiß es doch dabrum war, daß du
vor nicht kommen wollest."

Das Mädchen schwieg einen Augenblick, dann
ob sie die Augen zu ihm auf und sah ihn seit
n. "Ich komme," entgegnete sie leise.

Er wollte noch etwas sagen, aber sie winkte
im abwehrend mit der Hand und trat zu dem
Pfarrrer, der abseits gestanden, um das Ge-
spräch der beiden nicht zu hören.

Dann schritt sie an des Geistlichen Seite
zum Pfarrhaus zu.

Ein wenig über ein halbes Jahr war ver-
lossen, seit man die Saalmüllern zu Grabe
getragen. In dem Garten vor des Zimmer-
manns Weber Häuschen blühten die Kirsch- und
Fleumenbäume in aller Pracht. Auf den
Himalen Beeren, die nach der Straßenseite hin-
aus lagen, prangten scharlachrote Tulpen, gelbe
Tarfisfen und himmelblaue eberblümchen, und
auf dem Rasenplatz hinter dem Hause streckten
sich Grashalmen, die noch zart und dünn,

aber so leuchtend grün waren, wie später im Jahre nicht
mehr, duftende Beichen ihre Köpfe hervor, während
angstengliche Himmelschüssel und zierliche Mai-
böckchen auf sie herabnickten. Morgentau lag in Mil-
ionen glühender Perlen auf Blüten, Knospen und
Blättern. Vor all der Pracht stand an der Hausthür
in junges Paar, das sich umschlungen hielt und mit
schönlischen Augen in die Welt sah. Es waren Ernst
Weber und Lene — seit wenigen Tagen sein Weib.

"Hörst du," jagte er, nach einem Hasebusch voll
elblicher Käzchen zeigend, auf dem eine Amsel ihr
Norgenlied sang, "die hat sicher im vergangenen
Jahre drüben bei deiner Tante im Garten ihr Nest
gehabt. Wenn ich frühmorgens bei euch vorbei zur
Arbeit ging, dann hörte ich jedes Mal eine Amsel
singen. Jetzt ist sie mit ihrer Lene mitgezogen, da-
mit sie doch was von zu Hause bei sich hat."

"Was von zu Hause?" wiederholte die junge Frau
angsam. "Die Lene hat leider wenig von daher zu
nehmen können. Hätte der Herr Pfarrrer
nicht dazumal gegen ihren Willen ihre Habseligkeiten
überwom Herrn Vetter abgeholt, dann wäre sie arm wie
eine Kirchenmaus zu dir gekommen."

"So thut es dir wohl doch noch leid um die ent-
gangene Erbschaft?"

Sie schüttelte den Kopf. "Und doch quält es mich
zuweilen, daß ich so gar nichts habe."

"Wenn du jetzt reich wärest, wärest du des Rüßers
Frau," meinte er. "Dann hät' er dich, anstatt
seiner Jesigen, der bissigen Wirtstochter, und ich —
ich — wär' allein. Was wollen wir ums Geld
sorgen? Glücklich, so mein' ich, bist du doch — gelt?"

Sie nickte. Der Schatten, der sich vorher auf ihre
Stirn gelagert, war verschwunden. "Ich hab's halt
nicht gewußt, daß man auch ohne Geld so recht von
Herzen glücklich sein kann," sagte sie leise. "Keiner
hatte mich's gelehrt, ich muß't erst lernen. Wenn
man sich nur lieb hat, das ist die Hauptsache."



Der treulose Maler.

Wer sich die Bilder genau anschaut,
die der Hinkende hier vornweg
gesetzt hat, meint gleich, daß in der
Geschichte ein Engel und ein Teufel
vorkommen müssen; und so ist's auch!
Es ist eine Engels- und eine Teufels-
geschichte. Ein Engel und ein Teufel
kämpfen um ein armes Menschen-
kind. Wer aber gewinnt, das wird

sich bald zeigen.

Der Hinkende kam letztlich, als er auf der Reise
war, um seine Kalender abzugeben, auch in ein kleines,
sauberes Landstädtchen. Gleich beim Eingang stieß
er auf ein altes, weißhaariges, zusammengeschrumpftes
Mannlein, das dabei war, die Straßen abzukehren.
"Es macht Staub, Großvater," meinte der Hin-
kende. "Und ist das Geschäft nicht etwas zu mühsam
für Euch?"

"Ach, man macht eben, was man kann. Zur Not
bring' ich's ja noch fertig, aber müde wird man freilich
dabei. Wenn man erst alt ist, dann fällt alles schwer."

Den Hinkenden, wie er nun einmal ist, dauerte
das Männlein. "Wie wär's, wollt Ihr nicht ein
Viertelchen Wein trinken? Kommt gleich mit und
zeigt, wo man einen guten haben kann!"

"Recht gern," sagte der Alte und trippelte voran.
In der Wirtschaft trank er dann sein Viertel; es litt
ihn aber nicht lange, bald brach er wieder auf: "Ich
danke auch recht schön! Aber ich muß wieder gehen;
ich darf nicht zu lange von der Arbeit bleiben."

Der Hinkende hatte es weniger eilig; er blieb
sitzen und fing ein Gespräch mit der schmucken Wirtin
an. "Auch ein armer Mann," sagte er zu ihr, "daß
er bei dem hohen Alter noch die Straße kehren muß."

"Wahr ist's," erwiderte die Wirtin und schwenkte
die Schoppen munter aus, "wahr ist's, er hat ein
saures Brot auf seine alten Tage. Mitunter, wenn
ich ihn zuschaue, wie er mit aller Mühe die Straße
sauber bringt, will einen so etwas wie Bedauern
ankommen; aber — es hält nicht! Denn wenn ich
gleich immer lebhaftig das arme, gute Anneli vor
mir stehen, daselbige, das durch ihn so arm und
so elend geworden und das so früh hat sterben müssen
— nur seinerwegen! Nein, dann kann ich in Gottes
Namen kein Mitleid mit ihm haben."

"So steht's? Frau Wirtin, die Geschichte muß
Sie erzählen! Das ist etwas für den Kalender."

„Das ist flugs erzählt und währt nicht lange,“ meinte die Wirtin, „nur will ich erst noch in die Küche und das Holz anlegen, dann stehe ich zu Diensten.“

„Also,“ hub sie an, als sie wieder aus der Küche gekommen war und sich neben den Hinkenden auf einem Stuhl niedergelassen hatte, „also, das Anneli war des Schneiderbauern Töchterlein aus erster Ehe, ein feines, zartes Persönchen, wie gemacht, um nur Liebe zu geben und zu bekommen. Wohlthun, das war ihr Bedürfnis. Nun, da es gar so schwächlich und fein gebaut war, ließ es der Schneiderbauer fürs Feinere ausbilden, und das konnte er sehr gut thun, denn von der Mutter her lagen 40000 Franken auf dem Gericht, gut und sicher angelegt. Da langte es schon. Das Anneli hielt es mit Gottes freier und schöner Natur; es liebte und pflegte die Blumen, die Vögel, die Schmetterlinge u. s. w., es schaute hinauf zu den Sternen, auch hinein in den Bach und freute sich an all dem von ganzem Herzen. Aber neben alledem vergaß es auch die Praxis des Lebens nicht. Es nähte, es stückte, stückte und strickte, was das Zeug hielt, und half seiner Stiefmutter — mit der es übrigens ein Herz und eine Seele war — munter in der Küche; es hatte in allem eine geschickte und flinke Hand.

Des Annelis größte Freude aber war, wenn es mit dem Anton, dem 17jährigen Buben aus dem „Roß“, an Sonntagnachmittagen unter der großen Linde, die jetzt noch hinter dem Haus im Garten steht, über Gott, die Welt und die Natur sich unterhalten konnte. Denn der Anton war kein gewöhnlicher Bauernbub. Er hatte Talent zu allem möglichem; in der Schule war er immer der erste gewesen. Gleich Anneli war er für alles Gute und Schöne; er schwärmte mit ihr und that es ihr darin noch ein gut Stück vor. Das waren schöne Stunden, wenn die beiden dort unter dem Lindenbaum nebeneinander saßen, und 's Anneli hat mir, ihrer Freundin, gar oft davon erzählt. Das Anneli sah zu dem Bauernbuben hoch in die Höh', als wär' er Wunder was; er aber sah in Anneli keinen Menschen, sondern schon mehr einen lebendigen Engel.

Nach und nach, wie das so geht unter jungen Leuten, setzten sich auch die Herzen in Bewegung; der Bauernbub wurde Feuer und Flamme, das Anneli liebte stiller, aber um so inniger. Und so in ihrer Liebe beschloß sie bei sich, dem Anton den Weg durchs Leben zu bahnen und glatt zu machen. Es schickte ihn auf eigene Kosten nach München auf die Malerakademie, ließ ihn ausbilden und hoffte, dereinst seine glückliche Frau zu werden.

Und der Herr Anton, wie er jetzt genannt wurde, berechnete zu den schönsten Hoffnungen. Er brachte die schönsten Zeichnungen mit aus München, wenn er heimkam; dabei war er in seinem Betragen musterhaft und gegen Anneli die Liebe selbst, und wenn er, was häufig geschah, auf Besuch kam, dann gab es jedesmal einen Festtag in 's Schneiderbauern Haus. Anton und Anneli aber schwelgten im Glück des Wiedersehens, im Glück ihrer Liebe.

So verging die Zeit, unser Anton malte immer schönere und immer größere Bilder, aber mit einemmale wurde er in seinen Briefen immer kürzer und gemessener; die Briefe ließen oft gar lange auf sich warten, und wenn er einen schickte, so war er doch nach. 's Anneli vermisse zu ihrem größten Schmerz all die frühere Herzlichkeit darin. Sie merkte es wohl: da war etwas zwischen sie und ihn getreten!

Das schrieb sie ihm denn auch. Sie erinnerte ihn noch einmal an ihr früheres Glück, an alle die schönen Stunden, die sie miteinander erlebt, und schloß: „Wenn Du diese Neigung zu mir nicht mehr hast, wenn Dein Herz nicht mehr voll und ganz für mich spricht, wie früher, dann, lieber Anton, will ich Dich nicht belästigen; dann gehe dahin, wohin Dein Herz zieht. Ich aber verzeihe Dir, denn ich fühle nichts für Dich als Liebe und werde nie etwas anderes fühlen.“

Das traf. Anton verzweifelte schier, aber er hatte die Kraft nicht mehr, alles wieder ins alte Geleise zu bringen. Sein guter Engel war von ihm gewichen. Er lag in den Ketten und Banden einer andern, — eines schönen Weibes, das ihn umgarnt hatte mit allen Künsten der Falschheit. Das war eine Witfrau in den besten Jahren, die es auf ihn abgesehen hatte und ihn nicht locher ließ. Wohl machte er sich bittere Vorwürfe wegen seiner Treulosigkeit, wohl schlug ihm das Gewissen in seinen einsamen Stunden. Aber wenn er wieder bei der Witwe saß, dann war alles wie weggeblasen. Denn er in deren Augen schaute, wenn sie mit aller Berechnung sich ihm bald liebenswürdig zeigte, bald wieder, um ihn zu reizen, kalt und unnahbar, dann hatte er nur noch Augen und Ohren für sie. Dann war die kokette Witib die Sonne seines Daseins, und das Anneli kam ihm vor wie ein blasser, bleicher Stern.

So brachte er es richtig über sich, dem Anneli zu schreiben, daß es ihm leid thue, wenn er es kränken müsse, aber er sei es seiner Ehre, er sei es dem Anneli selber schuldig, wenn er reinen Wein einschenke. Er sehe erst jetzt ein, daß er sich jahrelang in großem Irrtum befunden, daß er Freundschaft für Liebe genommen habe. Jetzt erst merke er das, wo er wirklich liebe. Er habe zwar gegen Anneli noch die gleichen Gefühle, wie früher; aber es seien, wie gesagt, die Gefühle der Freundschaft. Wenn Anneli mit dieser vorlieb nehmen und auf der Erfüllung seines Eheversprechens bestehen wolle, dann werde er allerdings nicht zögern, den Bund fürs Leben mit ihr zu schließen. Er verspreche sich aber weder für sie, noch für ihn selbst besonderes Glück davon, weil eben auch die innigste Freundschaft nicht hinreicht, eine Ehe glücklich zu machen. Wenn aber Anneli, was er von ihrem Verstand und ihrer Einsicht sehr erwarte, ihm seine Freiheit zurückgebe, sehe er es selbstverständlich als seine Pflicht an, ihr die Kosten für sein Studium mit Zinsen, bestem Dank und unter Zusicherung lebenslänglicher Freundschaft zurückzugeben.

Ja, so stand es in dem Briefe, den 's Anneli

Das Tahrer Reichswaisenhaus



Hinkende setzt ihr hiermit noch ein besonderes Denkmal, indem er das wohlgetroffene Bildnis dieser Wohlthäterin in seinem Kalender bringt.



Fräulein Auguste Prittwitz.

Die Reichswaisenhausrechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. — Aus der Rechnung für das Jahr 1897 teilen wir hier folgendes mit:

eines Tages bekam. Es war genug für sie. Sie schrieb dem Anton alsbald, daß er sich durch seinen letzten Brief aller Verpflichtungen gegen sie enthoben habe. Auch das Kapital wolle sie nicht zurück. Er solle ein großer Maler werden und schöne, ergreifende Bilder malen, an denen die Menschheit ihre Freude habe, dann sei ihr Kapital reichlich verzinst. Sie wüniche ihm alles Glück. Sie selber wolle ihre Hoffnung im Grabe suchen.

Der Anton machte richtig Hochzeit mit der Witwe, aber so recht wohl war ihm nicht dabei, obgleich es tüdel und hoch genug dabei herging. In all dem Jubel und Trubel meldete sich deutlich bei ihm das Gewissen. Das zwickte und bohrte an ihm und wollte sich nicht beschwichtigen lassen.

Gleich in den ersten Wochen seiner jungen Ehe machte der gute Anton auch eine Wahrnehmung, über die er arg verduzt war: sein schönes Weib war nebenher auch ein herzloser, durchtriebener Teufel. Jetzt zeigte es sich in der wahren Gestalt, aber nun hatte er es und ward es nicht wieder los.

In seinem Jammer machte er sich ans Trinken, erst an den Wein, dann ans Bier und zuletzt an den Schnaps. Und die Folgen? Der einst so hübsche und blühende Mann verlotterte; er that nichts mehr, er rührte keinen Pinzel mehr an, sondern half der Witwe die Groschen verzehren, die nebenbei auch nicht in der Fülle vorhanden waren, wie es anfangs geschienen hatte. Nun hätten Ihr aber das böse Weibsjück sehen sollen. Sie malträtirte ihren Mann aufs ärgste. Zuguterletzt aber hielt sie es mit einem guten oder eigentlich einem schlechten Freunde ihres Mannes und verduzte eines Tages auf Nimmerwiedersehen, was schließlich eine Wohlthat für den Mann war. Der verkaufte allgemach ein Möbelstück um das andere und legte den Erlös in Branntwein an, bis endlich nichts mehr zu verkaufen war. Ganz zerlumpt und verhabert stellte er sich eines Tages hier im Dorfe ein. Er ging dann bei den Leuten herum und machte ihnen Holz klein, wogegen er die Kost und einen kleinen Tagelohn bekam.

Währenddem aber war das getreue Anneli, das ohnehin schwächlich war, erst kränklich, dann krank geworden und schließlich gestorben. Der Gram über diesen treulosen Menschen hatte ihm das Herz gebrochen.

Mit den Jahren ging es mit dem Mosjöh Anton immer noch mehr bergab. Schließlich kam er ins Armenhaus und erhielt das Amt, die Strafe zu segnen, was er jetzt schon bald zehn Jahre thut.

So geht's und so muß es gehen, wenn man sich und andern die Treue nicht hält."

So sprach die Wirtin, indem ihr eine Thräne im Auge glänzte, eine Thräne um das arme Anneli.

Der Hinkende aber dachte das Männliche und ging heim, um die Geschichte aufzuschreiben für seinen 1897er — dem lieben Anneli zum ehrenvollen Gedächtnis, dem Anton zur Strafe, denen aber, die's jußt, es ihm gleich zu machen, zur Warnung.